

WOLFGANG REINHARD

DIE
UNTERWERFUNG
DER WELT

GLOBALGESCHICHTE DER
EUROPÄISCHEN EXPANSION 1415-2015



Historische Bibliothek der GERDA HENKEL STIFTUNG

Die Historische Bibliothek der Gerda Henkel Stiftung wurde gemeinsam mit dem Verlag C.H. Beck gegründet. Ihr Ziel ist es, ausgewiesenen Wissenschaftlern die Möglichkeit zu geben, grundlegende Erkenntnisse aus dem Bereich der Historischen Geisteswissenschaften einer interessierten Öffentlichkeit näherzubringen. Die Stiftung unterstreicht damit ihr Anliegen, herausragende geisteswissenschaftliche Forschungsleistungen zu fördern – in diesem Fall in Form eines Buches, das höchsten Ansprüchen genügt und eine große Leserschaft findet.

Bereits erschienen:

- Hermann Parzinger: Die frühen Völker Eurasiens
Roderich Ptak: Die maritime Seidenstraße
Hugh Barr Nisbet: Lessing
Jürgen Osterhammel: Die Verwandlung der Welt
Werner Busch: Das unklassische Bild
Bernd Stöver: Zuflucht DDR
Christian Marek / Peter Frei: Geschichte Kleinasiens
in der Antike
Jörg Fisch: Das Selbstbestimmungsrecht der Völker
Willibald Sauerländer: Der katholische Rubens
Manfred Hildermeier: Geschichte Russlands
Stefan M. Maul: Die Wahrsagekunst im Alten Orient
Friedrich Lenger: Metropolen der Moderne
David Nirenberg: Anti-Judaismus

Wolfgang Reinhard

DIE UNTERWERFUNG DER WELT

Globalgeschichte der europäischen Expansion

1415–2015

C.H.Beck

Mit 122 Abbildungen und Karten

1. Auflage. 2016

2. Auflage. 2016

© Verlag C. H. Beck oHG, München 2016

Gesetzt aus der FF Scala von Janß GmbH, Pfungstadt

Druck und Bindung: Kösel, Krugzell

Umschlagentwurf: Kunst oder Reklame München

Umschlagabbildung: Diego Rivera, Landung der Spanier in Veracruz am 21. April 1519

Wandgemälde, 1951, Nationalpalast, Mexico City © akg-images, Berlin und © Banco

de México Diego Rivera Frida Kahlo Museums Trust / VG Bild-Kunst, Bonn 2016

ISBN Buch 978 3 406 68718 1

ISBN eBook 978 3 406 68719 8

Die gedruckte Ausgabe dieses Titels erhalten Sie im Buchhandel
sowie versandkostenfrei auf unserer Website

www.chbeck.de.

Dort finden Sie auch unser gesamtes Programm und viele weitere
Informationen.

Inhaltsverzeichnis

- Vorwort** 11
- I Grundlagen der neuzeitlichen europäischen Expansion** 15
- 1 Die Expansivität Europas und der Gang der Weltgeschichte 17
 - 2 Asienkontakte der griechisch-römischen Antike 31
 - 3 Expansionen im europäischen Mittelalter 39
- II Anfänge des europäischen Atlantik** 59
- 1 Der Atlantische Ozean und die Wikinger im Westen 61
 - 2 Schiffe und Navigation 67
 - 3 Küsten Afrikas und atlantische Inseln 77
 - 4 Inseln und Küsten Amerikas 96
- III Europäer an Asiens Küsten: Portugiesen und Spanier** 111
- 1 Portugiesen im Indischen Ozean 113
 - 2 Portugiesen und Spanier östlich von Melaka 136
 - 3 Kronkapitalismus und Privatwirtschaft bei den Portugiesen 155
- IV Europäer an Asiens Küsten:
Niederländer und Engländer, Franzosen und Andere** 177
- 1 Die niederländische Ostindiencompany 179
 - 2 Die englische Ostindiencompany 205
 - 3 Die französischen und die kleineren europäischen Asiencompanyen 222
 - 4 Strukturen des merkantilen Kapitalismus 233
- V Vom Indienhandel zur Europäerherrschaft** 255
- 1 Niederländische Herrschaft auf Java 257
 - 2 Britische Herrschaft in Indien und Indonesien 262

- VI Der Weg zum spanischen Atlantik 289**
 - 1 Die alten Herren der neuen Welt 291
 - 2 Eroberung 293
 - 3 Neue Herren der alten Herren 311
 - 4 Atlantische Ökologie 322

- VII Das Leben des spanischen Atlantik 335**
 - 1 Wirtschaft und Gesellschaft 337
 - 2 Herrschaft und Gesellschaft 364
 - 3 Kultur und Gesellschaft 380

- VIII Der portugiesische, niederländische und jüdische Atlantik 403**
 - 1 Portugiesen in Brasilien und der Zuckerzyklus 405
 - 2 Der niederländische Atlantik 413
 - 3 Der jüdische Atlantik 421
 - 4 Brasilien und Portugal im Goldzyklus 423

- IX Die Karibik und der afrikanische Atlantik 431**
 - 1 *No Peace beyond the Line* 433
 - 2 Zuckerrevolution 446
 - 3 Sklavenhandel 453
 - 4 Sklaverei und afrikanische Diaspora 472

- X Der französische und der britische Atlantik 485**
 - 1 Französisch-Nordamerika 487
 - 2 Der Aufbau Britisch-Nordamerikas 501
 - 3 Politik und Religion, Gesellschaft und Wirtschaft Britisch-Nordamerikas 522
 - 4 Britisch-französischer Weltkrieg 1684 bis 1763 545

- XI Reform, Revolution, Dekolonisation im atlantischen Raum 551**
 - 1 Aufklärung und Reform im iberischen Amerika 553
 - 2 Die nordamerikanische Revolution 566
 - 3 Die Revolution auf Haiti 580
 - 4 Revolutionen und Dekolonisation im iberischen Amerika 586

- XII Wahrnehmung und Aneignung im 16. bis 19. Jahrhundert** 601
- 1 Neue Welt und Alte Welt 603
 - 2 Eurasischer Austausch 624
 - 3 Wechselseitige Aneignung durch Asienmission? 633
 - 4 *Novissima sinica*: Wissen aus Asien 649
 - 5 Das zweite Entdeckungszeitalter 663
- XIII Imperiale Expansion und Siedlung auf der Nordhalbkugel** 675
- 1 Russland und die eurasischen Imperien 677
 - 2 Die *Manifest Destiny* der USA und Kanada 698
- XIV Imperiale Expansion und Siedlung auf der Südhalbkugel** 723
- 1 Siedlerrevolution 725
 - 2 Der *Cono Sur*: Argentinien, Chile, Uruguay 731
 - 3 Südafrika 734
 - 4 Australien 741
 - 5 Neuseeland 752
 - 6 Pazifische Inseln (Ozeanien) 759
- XV Kolonialherrschaft in Indien, Indonesien und auf den Philippinen** 767
- 1 Das britische Empire im 19. Jahrhundert 769
 - 2 Britisch-Indien 1818 bis 1914 775
 - 3 Wirtschaft und Gesellschaft Britisch-Indiens 794
 - 4 Niederländisch-Indien und die spanischen Philippinen 808
- XVI Die Kaiserreiche Ostasiens und der Freihandelsimperialismus** 823
- 1 China 825
 - 2 Japan 839
- XVII Imperialistische Expansion und Kolonialherrschaft in Asien und im Pazifik** 857
- 1 Gerangel um China 859
 - 2 Imperialistische Mächte in Theorie und Praxis 869
 - 3 Hochimperialismus und Kolonialherrschaft in Südostasien und Ozeanien 881

- XVIII Afrika und der Imperialismus 901**
- 1 Afrikanische Expansion und europäisches Vordringen im 19. Jahrhundert 903
 - 2 Gerangel um Afrika 928
 - 3 Aufteilung und Durchdringung Afrikas 950
 - 4 Reaktionen und Epigonen 965
- XIX Kolonialherrschaft in Afrika 977**
- 1 Verwaltung 979
 - 2 Wirtschaft 999
 - 3 Gesellschaft 1018
 - 4 Kultur 1028
- XX Orientalische Frage, Erster Weltkrieg und neue Impulse 1045**
- 1 Orientalische Frage 1047
 - 2 Erster Weltkrieg und Naher Osten 1062
 - 3 Die zweite Dekolonisation: das Britische Commonwealth 1074
 - 4 Neue Impulse in Süd- und Südostasien 1076
- XXI Zweiter Weltkrieg und Dekolonisation Asiens 1097**
- 1 Japanischer Imperialismus und Zweiter Weltkrieg 1099
 - 2 Ein Dekolonisationsprogramm, die USA und der Nahe Osten 1121
 - 3 Dekolonisation Südasiens und Teilung Indiens 1131
 - 4 Dekolonisation Südostasiens und Ozeaniens 1138
 - 5 Dekolonisation als Prozess und Programm 1151
- XXII Spätkolonialismus und Dekolonisation Afrikas 1155**
- 1 Antikoloniale Bewegung, Zweiter Weltkrieg und Spätkolonialismus 1157
 - 2 Nord- und Nordostafrika 1918 bis 1977 1165
 - 3 Britisch-, Französisch- und Belgisch-Afrika südlich der Sahara 1923 bis 1980 1180
 - 4 Portugiesisch-Afrika 1945 bis 1975 1198
 - 5 Südafrika und Namibia 1205
- XXIII Vergangenheiten ohne Zukunft? 1223**
- 1 Kontrolle der Polargebiete? 1225
 - 2 Verspätete Dekolonisation oder imperiale Integration? 1237
 - 3 Israel – die letzte Siedlerkolonie des Westens? 1244

XXIV Bilanz und Ausblick 1253

- 1 Von der Expansivität zur Globalität 1255
- 2 Wirtschaft, Gesellschaft, Umwelt 1262
- 3 Politik und Staatlichkeit 1277
- 4 Kultur und Religion 1294
- 5 Wahrnehmung, Reflexion, Aneignung 1309

Anhang 1323

- Quellen und Literatur 1325
- Karten- und Abbildungsnachweise 1616
- Orts- und Personenregister 1618

Vorwort

Die vierbändige *Geschichte der europäischen Expansion* (Stuttgart: Verlag W. Kohlhammer, 1983–1990) war mein wichtigstes Werk und ihre gründliche Neubearbeitung deshalb jeder Mühe wert. Ich weiß es zu schätzen, dass Wolfgang Beck, Jonathan Beck und Detlef Felken als Verleger sich auf diese Neuauflage eingelassen haben. Allerdings sollte ein Mentalitätswandel der Öffentlichkeit dem Unternehmen zum Vorteil gereichen. Denn ein Thema, das in den achtziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts eher marginalen Charakter hatte, ist heute in den Mittelpunkt des politischen und wissenschaftlichen Diskurses gerückt. Eine damals in zehn, jetzt noch einmal in weiteren fünf Jahren erarbeitete, wissenschaftlich anspruchsvolle Gesamtdarstellung aus einem Guss ist damit noch sinnvoller geworden.

Das meiste, das ich seinerzeit geschrieben habe, hat zwar den Test durch die wissenschaftliche Entwicklung bestanden. Weil aber neue Erkenntnisse und Gesichtspunkte dazugekommen sind, musste der Text nicht nur verändert, sondern auch erweitert werden. Kürzungen an anderen Stellen waren infolgedessen unvermeidlich. Seinerzeit wurde nur ernst genommen, was sozioökonomisch verankert war. Obwohl schon damals vor allem an Fragen des Kulturkontakts interessiert, hatte ich das Werk daher üppig mit Statistiken und Diagrammen abgesichert. Hier konnte ich Einschnitte vornehmen, weil sich der Erkenntnisgewinn aus einer seitenlangen Handelsstatistik oft in einem einzigen Satz zusammenfassen lässt. Zweitens habe ich mit Bedauern die reiche Ausstattung mit Tafeln und Abbildungen auf Bilder und Karten mit zusätzlichem Informationsgehalt reduziert und auf bloße Illustrationen verzichtet. Drittens habe ich den ausführlichen Anmerkungsapparat, der durch Einfügen der neu verarbeiteten Information in nicht vertretbarer Weise angeschwollen wäre, durch umfassende bibliographische Nachweise für jeden Abschnitt ersetzt. Fachleute können auf diese Weise mit einem Blick nachprüfen, worauf meine Ausführungen beruhen. Interessenten für ein Teilthema haben leichten Zugang zu Quellen und Literatur. Leser, die ein Detail zurückverfolgen möchten, haben es zwar schwer, aber sie waren immer die Ausnahme.

Nur längere Zitate und einige besonders kontroverse Feststellungen werden im Text nachgewiesen. Wenn nicht anders angegeben, stammen die Übersetzungen der Zitate von mir.

Ein Werk dieses Umfangs kann nur auf den Forschungsergebnissen Dritter beruhen. Wenn einzelne Ereignisse oder der literarische Niederschlag neuer Weltwahrnehmung behandelt werden, wird zwar auf Quellen zurückgegriffen, die in diesem Fall Quasiurkundencharakter haben. Für flächendeckende oder langfristige Erscheinungen und träge Strukturen musste ich die Bewältigung von Aktenmassen anderen Leuten überlassen. Wissenschaftliches Arbeiten aus zweiter oder gar dritter Hand ist vertretbar, weil in der Historie die Falsifikationsanfälligkeit mit dem Allgemeinheitsgrad der Aussagen sinkt.

Ich hoffe, auch in diesem Werk ein ausgewogenes Verhältnis von empirischer Sachverarbeitung und theoretischer Reflexion erreicht zu haben. Dabei habe ich versucht, mit möglichst wenig wissenschaftlichem Jargon auszukommen; ich habe es immer für einen Vorzug der Geschichtswissenschaft gehalten, dass sich mit etwas Anstrengung die meisten Dinge durchaus in verständlichem Deutsch darstellen lassen. «Meine» Lektorin Christiane Schmidt hat bei ihrer überaus gewissenhaften Bearbeitung des Manuskripts für den Verlag der Verständlichkeit noch weiter nachgeholfen.

Auch das inzwischen brisant gewordene Problem politisch korrekter Sprache hoffe ich ohne überflüssige Übertreibungen pragmatisch bewältigt zu haben. Während ich in der ersten Auflage in den achtziger Jahren noch problemlos «Neger» und «Negersklaverei» schreiben konnte, habe ich jetzt das «N-Wort» (wie es neuerdings heißt) anderweitig ersetzt. Ich bin aber zum Beispiel oft beim vertrauten «Indianer» geblieben und habe auf «First Nations» und dergleichen verzichtet, weil der deutsche «Indianer» im Gegensatz zum lateinamerikanischen «Indio» und möglicherweise auch zum nordamerikanischen «Indian» keine pejorative Konnotation aufweist. Gelegentlich verwende ich allerdings umstrittene Begriffe wie «Indio», wo ich eine abwertende Perspektive der Quellen wiedergebe, entschärfe sie aber durch Anführungszeichen. Diese sollen anzeigen, dass ich mich mit der quellennahen Verwendung eines Begriffs nicht identifiziere oder ihn ironisch einsetze. Manche kontroversen Kategorien sind ohnehin unentbehrlich, weil sie nur durch nichtssagende Allgemeinbegriffe oder komplizierte Umschreibungen zu ersetzen wären.

Auch die zweite Ausgabe stammt wie schon die erste restlos von mir. Dennoch haben sich auch dieses Mal Dankeschplichten angehäuft: Katrin Wolff in Erfurt hat als Grundlage für die Neubearbeitung den Text der ersten Auflage eingescannt. Das Max-Weber-Kolleg Erfurt hat durch Bettina Hollstein diese Arbeit finanziert. Thomas Wawra in Freiburg war mir eine unentbehrliche

Hilfe im Kampf mit Tücken der Datenverarbeitung. Eine Reihe von Kolleginnen und Kollegen haben sich freundlicherweise der Mühe unterzogen, Teile des Manuskripts einer kritischen Durchsicht zu unterziehen: Helmut Altrichter, Sabine Dabringhaus, Markus Denzel, Gita Dharampal-Frick, Stig Förster, Iris Gareis, Mark Häberlein, Christine Hatzky, Alexander Keese, Wolfgang Knöbl, Hans-Joachim König, Livia Loosen, Bernd Martin, Christoph Marx, Felicitas Schmieder, Peter Waldmann, Reinhard Wendt, Michael Zeuske; die Anregungen von Mark Häberlein, Alexander Keese und Christoph Marx waren dabei besonders hilfreich. Petra Wagner hat mit großer Sorgfalt und Mühe die Bibliographien überprüft. Es versteht sich aber von selbst, dass ich allein für meine Aussagen und möglichen Fehler verantwortlich bin.

Gudrun Reinhard hat auch diesen Text gründlich und kritisch gelesen. Ihr widme ich das Buch voll Dankbarkeit für die unerschütterliche und gutgelaunte Geduld und Solidarität, mit der sie fünfzig Jahre lang mich und meine Wissenschaft ertragen und getragen hat.

Grundlagen der neuzeitlichen europäischen Expansion

Die Expansivität Europas und der Gang der Weltgeschichte

Europa ist immer noch expansiv, obwohl seine weltgeschichtliche Führungsrolle längst der Vergangenheit angehört. 2013 umfasste die Europäische Union 28 Mitglieder. Ein Ende ihrer Expansion ist nicht abzusehen, wobei die Herausforderung Russlands 2014 ohne Bedenken in Kauf genommen wurde. Aber Europa wächst kaum mehr mit Einsatz militärischer Gewalt wie einst, sondern kraft seiner wirtschaftlichen Attraktivität, also nicht durch seine eher marginale *hard power*, sondern durch seine *soft power*. Denn nicht mehr die Verbreitung des wahren Glaubens oder die nationale Größe im agonalen Plural ist wie einst das Leitmotiv der Europäer, sondern grenzenloses Wirtschaftswachstum. Europäisches ökonomisches Denken hat dieser Idee erst im 20. Jahrhundert zum Durchbruch verholfen, gerade rechtzeitig, um die älteren Legitimationsideologien seiner permanenten Expansion, die sich erledigt hatten, durch diese wirkungsvolle neue abzulösen. *Ich expandiere, also bin ich* ist eine angemessene Aktualisierung der klassischen philosophischen Formel für Europa.

Europa war immer expansiv, keineswegs nur zwischen dem 15. und dem 20. Jahrhundert, als es weltweit über seine Grenzen hinausgriff. Es blieb ihm gar nichts anderes übrig. Denn Europa ist nicht aus einem vorgegebenen, klar umgrenzten geographischen, ethnischen oder politischen Substrat herausgewachsen, sondern durch kontingente Expansionsprozesse entstanden, genauer durch die Zufälle von drei sich überschneidenden Expansionen. Die Geschichte Europas kann sich daher nicht auf einen unmissverständlich definierten Raum beziehen, sondern bleibt immer diejenige, die sich Europa jeweils selbst erzählt. Dabei braucht der von Anfang an vorhandene vage geographische Begriff *Europa* nicht einmal vorzukommen. Fehlende Abgrenzung und ständige Expansivität führten notwendig und schon immer zur Verschränkung von europäischer und außereuropäischer Geschichte. Europa lässt sich weniger denn je territorial definieren, sondern nur prozessual als mentales, dabei aber durchaus reales Konstrukt mit unterschiedlichen Zugehörigkeiten. Von Anfang an war Europa mit dem Prozess der eigenen Expansion identisch.

I Grundlagen der neuzeitlichen europäischen Expansion

Das Römische Reich, das die antike Kultur in sich gesammelt hatte, expandierte (1) über deren herkömmlichen, zum geringeren Teil europäischen Lebensraum, das Mittelmeergebiet, hinaus nach Norden, nach Gallien, Germanien, Britannien. *Barbarenvölker*, die man üblicherweise nicht ganz zu Recht als *Germanen* bezeichnet, expandierten (2) ihrerseits aus Nordosten in dieses Reich hinein. Viele dieser Invasoren gingen unter. Dann zerbrach das Reich. Wo sich nördlich der Alpen beide Expansionen überschneiden, überlebten unter Führung fränkischer Könige neue kulturell gemischte Gemeinwesen. Und die Erbin des Imperiums, die Römische Kirche, expandierte (3) mit ihrer Mission in diesen nordalpinen Raum und machte seine Bewohner zu lateinischen Christen. *Die Christenheit oder Europa* war entstanden!

Für kurze Zeit gehörte der größte Teil dieses Raumes zum Reich Karls des Großen – das einzige umfassende Großreich, das es in Europa jemals gegeben hat. Kaiser Karl V., Napoleon Bonaparte und Adolf Hitler sind mit ihren Anläufen zu europaweiter Großreichsbildung alle nach kurzer Zeit an der notorischen politischen Pluralität Europas gescheitert. Dabei ging diese doch durchaus mit kultureller, ursprünglich vor allem religiöser Einheitlichkeit einher. Europas Pluralität dürfte auf die Konvergenz von mehreren Voraussetzungen zurückzuführen sein. (1) Die relative geographische Kleingliedrigkeit des Subkontinents im Vergleich mit anderen Erdteilen traf (2) mit der Vielfalt autonomer Adelsherrschaften zusammen, der ersten politischen Organisationsform der neu entstehenden europäischen Völker. Dazu kam (3) der weltgeschichtlich einmalige, konfliktreiche Dualismus politischer und religiöser Gewalten, von weltlich und geistlich, von Laien und Klerikern, später in institutionell entwickelter Form von Staat und Kirche. Anderswo wurde entweder die Religion von den politischen Gewalten kontrolliert, wie bereits im Bereich des orthodoxen Christentums, oder sie kontrollierte ihrerseits die Politik wie früher in Tibet. Im Rahmen dieser einzigartigen europäischen Konstellation hat sich dann (4) jene individuelle politische Widerspenstigkeit entfaltet, die vormoderne Europäer auszeichnete.

Wie konnte unter diesen Bedingungen politisch ehrgeiziger Wille zur Macht Erfolg haben? Offensichtlich nur in ständiger Rivalität mit anderen, von gleichen Absichten geleiteten Zeitgenossen. Das musste zu häufigen bewaffneten Konflikten führen oder zumindest zu dem Bedürfnis, die eigene Ausgangslage zu verbessern und die eigenen Ressourcen zu vermehren. Auf diese Weise wuchsen erfolgreiche Großherrschaften zu Reichen und schließlich vom 18. bis 20. Jahrhundert einige davon zu modernen Machtstaaten. Territoriale Expansion ist als Mittel und Ziel zugleich ein integrierender Bestandteil dieser Entwicklung.

Zur Expansion gehört also Gewalt! Europa als mythologische Gestalt und als geographische Repräsentationsfigur war zwar eine Frau, aber Europas Expansion blieb in ihrer latenten oder manifesten Gewalttätigkeit von Anfang bis Ende überwiegend Männersache. Hier und da stößt man allerdings auch auf Aktivität von Frauen, nicht zuletzt unter den von der europäischen Expansion betroffenen. Denn die Frauen waren wie alle von der Expansion Betroffenen keineswegs nur passive Objekte und leidende Opfer der Geschichte, sondern verstanden es oft genug durchaus, ihr Schicksal in die Hand zu nehmen und Europäer mit mehr oder weniger sanfter Gewalt zu bändigen.

Die ersten gewalttätigen Männer, Wikinger, italienische Händler, Kreuzfahrer, portugiesische Entdecker, spanische Conquistadoren und britische Seehelden, gehörten zu einem Typ Abenteurer, der schon in der *Odyssee* auftritt. Als Seefahrer waren diese Leute je nach Gelegenheit Kaufleute, Räuber, Sklavenhändler, Entdecker und Eroberer. Sie und nicht die Machthaber ihrer Herkunftsländer begannen mit der Expansion. Am Anfang der Kolonialreiche stand seltener die Initiative politischer Instanzen als die kooperative Selbstorganisation interessierter Individuen in Netzwerken bis hin zu den großen Handelsgesellschaften des 17. Jahrhunderts. Könige und Fürsten fanden die Beteiligung an diesen Geschäften lukrativ, wurden zur Legitimation herangezogen oder wollten sich die Kontrolle über die Entwicklung sichern. Noch im 19./20. Jahrhundert ging die Initiative zur Expansion häufig von den *Männern vor Ort* (*men on the spot*) aus, Entdeckungsreisenden, Kaufleuten, Missionaren, Militärs und immer noch Abenteurern, die es verstanden, die Politik in ihre Unternehmungen hineinzuziehen.

Süd- und Westeuropa sind in einer Weise zum Meer geöffnet wie kaum ein anderer Teil der Erde. Dass die Expansion dort maritimen Charakter annahm, versteht sich demnach von selbst. Doch während Wikinger und Kreuzfahrer versuchten, in Übersee Herrschaften zu gründen, unterwarfen auch zu Lande die etablierten Herren Europas ihre Nachbarn oder holten sich Kolonisten ins Land und gründeten Städte, um ihre Herrschaft durch innere Expansion zu stärken. Im Zusammenhang damit verbreitete Mission das lateinische Christentum. Auf diese Weise expandierte die lateinische Christenheit vom ehemaligen Karolingerreich ausgehend nach Osten, wo sie auf Konkurrenz aus Byzanz stieß. Große Teile Osteuropas wurden von hier aus bekehrt, mit erheblicher kultureller Differenz als Folge. Sie beginnt mit den griechischen und slawischen Kirchen- und Kultursprachen, die nicht mit dem lateinischen Alphabet geschrieben werden wie die Sprachen des von Rom bekehrten Europas.

Es wäre daher historisch durchaus sinnvoll, Europa zunächst einmal als lateinisches Europa zu definieren, als den Einzugsbereich der von der Römi-

I Grundlagen der neuzeitlichen europäischen Expansion

schen Kirche und ihren Nachfolgern verbreiteten lateinischen Kultur. Denn auch die Übersee-Expansion geht von diesem Raum aus. Daraus ergäbe sich noch heute eine Grenzzone zwischen Finnland, den baltischen Staaten, Polen, Ungarn und Kroatien auf der einen Seite, Russland, Weißrussland, der Ukraine, Rumänien und Serbien auf der anderen. Beim Zerfall Jugoslawiens hat sich gezeigt, dass diese kulturelle Grenze nach wie vor existiert. Dass sie früher im Dienste des sogenannten christlichen Abendlandes und der NATO gegen den Kommunismus politisch instrumentalisiert wurde, machte diesen historischen Befund allerdings lange Zeit schwer vermittelbar.

Nun ist die Religion im Westen wie im Osten entgegen früheren Säkularisierungstheorien zwar noch lebendig, aber seit der europäischen Aufklärung des 18. Jahrhunderts dennoch nicht mehr der Inbegriff von Kultur. Ausgerichtet auf diese autonome europäische Kultur mit ihrer säkularen Wissenschaft und Technologie, ihrer säkularen Politik und ihrem säkularisierten Alltag haben sich Russland seit dem 18. Jahrhundert und die Türkei im 20. europäisiert. Russland hat darüber hinaus seine Kolonie Sibirien erfolgreich russifiziert und damit ebenfalls europäisiert. Daraus ergäbe sich eigentlich der Schluss, dass Europa inzwischen bis zum Pazifischen Ozean reicht – offensichtlich eine ziemlich absurde Vorstellung. Aber Europa hat eben keine eindeutige Ostgrenze; der Bosphorus und der Ural sind historische Konventionen ohne zwingenden Charakter.

Allzu häufig wurde die europäische Expansion auf *Imperialismus* und *Kolonialismus* in Übersee beschränkt, auf den erfolgreichen Drang nach Eroberung von Kolonien in Amerika, Asien und Afrika und deren Beherrschung und Ausbeutung. Immer handelte es sich dabei um weit entfernte Länder, die nur zur See erreichbar waren. Die Geschichte Russlands zeigt aber, dass imperiale Expansion und Herrschaft über Kolonien nicht nur maritim, sondern auch kontinental im territorialen Zusammenhang mit dem Reichszentrum stattfand. Doch auch die maritime Expansion begann in Europa selbst und führte die ursprüngliche Selbstkonstitution Europas durch Expansion einfach über Europa hinaus fort. Die Entdeckung des sogenannten *inneren Kolonialismus* in Europa, insbesondere des kolonialen Charakters der Herrschaft Englands über Nebenländer wie Irland, bestätigt diesen Sachverhalt aus der umgekehrten Perspektive. Bezeichnenderweise waren es Länder, die bereits in Europa Erfahrungen mit Reichsbildung gesammelt hatten, nämlich Portugal und Kastilien in der *Reconquista* sowie England in Irland, von denen die ersten Reichsgründungen in Übersee ausgingen. Dabei wurde dann auf bereits in Europa bewährtes Personal zurückgegriffen.

Offensichtlich lief Expansion innerhalb wie außerhalb Europas auf Reichsbildung hinaus. Kolonialreiche stellen nur Varianten europäischer Reiche dar

und sind infolgedessen nicht immer leicht von Reichen anderer Art zu unterscheiden. Große Reiche oder *Imperien* erregen inzwischen wieder das Interesse der Forschung und werden als politische Organisationsform eigenen Rechts gegenüber dem modernen Staat rehabilitiert. Reiche waren aber seit Jahrtausenden die normale Form politischer Großorganisation. Der moderne Staat ist demgegenüber eine Ausnahme, die erst seit dem 18./19. Jahrhundert und zunächst nur in Europa auftrat.

Der Hauptunterschied zwischen Reich und Staat liegt in der loseren politischen Struktur von Reichen, während die Modernität von Staaten Einheit und Einheitlichkeit verlangt. Statt einer einheitlichen Staatsgewalt gibt es in Reichen verschiedenerlei parallele oder abgestufte Instanzen, die nicht durch Delegation der Zentralgewalt entstanden, sondern eigenen Rechts sind. Statt der Einheit des Staatsgebiets kann ein Reich aus Gebieten mit verschiedenem Rechtsstatus und verschieden intensiver Bindung an die Zentrale bestehen. Häufig wird deren Kontrolle in konzentrischen Kreisen nach außen immer schwächer; bisweilen existiert nicht einmal eine eindeutige Grenze zum Nachbarreich. Ein Staatsvolk aus Individuen gleichen Rechts oder auch gleicher Rechtlosigkeit hat einheitlich und homogen zu sein, vor allem dieselbe Sprache zu sprechen, früher außerdem derselben Religion anzugehören, auch wenn beides oft genug fiktiv war und ist. Als Rechtsstaat erzwingt der Staat die Rechtseinheit, als Nationalstaat die ethnische Geschlossenheit. Demgegenüber leben in einem Reich Menschen verschiedener Gruppen unterschiedlichen Rechts und unterschiedlich intensiver Bindung an die Zentrale mehr oder weniger friedlich zusammen. Oft genug regeln informelle Gewohnheiten statt ausdrücklicher Rechtsvorschriften dieses Zusammenleben. Nicht das staatsunmittelbare Individuum war dort ursprünglich der Elementarbaustein des Gemeinwesens, sondern die Familie unter dem Hausvater und die Korporation oder Gemeinde unter ihrem Oberhaupt. Ein Staatsvolk ist mehr oder weniger mit den Einwohnern des Staates identisch, eine Reichsvolk hingegen besteht aus der politisch maßgebenden unter den verschiedenen Einwohnergruppen. Die Verwandlung eines Reiches aus ungleichen Bestandteilen in eine Föderation aus gleichen ist eine Form von politischer Modernisierung, von *Verstaatlichung*, die vor allem in der Dekolonisation des Britischen Empire immer wieder auftaucht.

Der moderne Staat ist souverän, weil er nichts und niemand über sich und auch keine Autonomie unter sich anerkennt. Praktisch kommt diese Souveränität im Monopol der Ausübung legitimer physischer Gewalt nach innen durch Verwaltung, Justiz und Polizei zum Ausdruck. Nach außen handelt es sich um das uneingeschränkte Recht zur Kriegführung nach Belieben durch das staatliche Militär. Hier erweisen sich Reiche als Vorform des modernen Staates,

I Grundlagen der neuzeitlichen europäischen Expansion

denn auch ihre Herren beanspruchten Souveränität, selbst wenn ihnen außerhalb Europas zwar die Sache, nicht aber dieser europäische Rechtsbegriff vertraut war. Am ehesten konnten sie diesen Anspruch im Krieg verwirklichen, auch wenn ihr Militär oft genug noch nicht rein staatlich war. Mit dem inneren Gewaltmonopol war es wegen der genannten losen Struktur der Reiche meist weniger gut bestellt. Ein souveräner Herrscher pflegte zwar wie der moderne Staat keine Gewalt über sich anzuerkennen, war aber nicht wie dieser der Urheber der eigenen Legitimation, sondern durch Fremdlegitimation *von Gottes Gnaden* oder als *Sohn des Himmels* in transzendente Regelwerke eingebunden. Der moderne Staat hingegen ist säkular, legitimiert sich mittels des juristischen Konstrukts der Volkssouveränität aus eigener Kraft und entscheidet über die eigene Zuständigkeit. Als faschistische oder kommunistische Diktatur wie als Daseinsvorsorgestaat hat er diese Kompetenz im 20. Jahrhundert ins Totale ausgeweitet. Denn der moderne Staat ist Machtstaat. Er stellt die wirkungsvollste Machtkonzentration dar, die Menschen jemals erfunden haben.

Die meisten kolonialen Imperien blieben Reiche im vormodernen Sinn. Denn die europäische Expansion auf ihrem Höhepunkt lief geradezu darauf hinaus, dass sich Machtstaaten außerhalb ihrer Territorien zusätzliche Reiche schufen. Das Erfolgsgeheimnis bestand dabei darin, dass es zu diesem Zeitpunkt weltweit ohnehin nur Reiche gab, die selbst bei beträchtlicher Machtentfaltung dem modernen Staat nicht gewachsen waren. Dessen Überlegenheit mochte zwar in Wirtschaftskraft und Militärtechnologie zum Ausdruck kommen, beruhte aber letztlich auf der Fähigkeit, im Ernstfall grenzenlose Ressourcen zu mobilisieren. Von ausschlaggebender Bedeutung war dabei der im 17./18. Jahrhundert in Europa erfundene Staatskredit, der im Rest der Welt damals unbekannt war. Machtentfaltung mit langem finanziellem Atem setzte sich gegen solche mit kurzem durch. Am Umbau Japans vom Reich zum Staat und seinen anschließenden politischen Erfolgen wird auch dieser Grund für den Erfolg der europäischen Expansion überaus deutlich.

So war die Bezeichnung *Kolonien* für Kolonialreiche lange Zeit überhaupt nicht üblich; dieser Begriff scheint sich erst im 18. Jahrhundert etabliert zu haben. Bis dahin blieb Kolonie ganz im Sinne der altrömischen *colonia* auf neu gegründete Ansiedlungen auf fremdem Boden beschränkt; auf Englisch hießen sie *plantations*. *Las Indias*, wie die amerikanischen Teile des frühneuzeitlichen spanischen Reiches genannt wurden, waren formal gleichberechtigte Königreiche in der Gesamtmonarchie wie Aragon oder Neapel, allerdings galt hier wie dort die informelle kastilische Vorherrschaft. Im Britischen Empire kam es im 19./20. Jahrhundert zur formellen Gleichstellung der von Weißen bewohnten *Dominions* mit England, nachdem die Verweigerung dieses Status

zum Abfall der USA geführt hatte. Die übrigen Gebiete behielten eine von Fall zu Fall verschiedene Rechtsstellung mit unterschiedlich enger Bindung an die Zentrale. Indien war ein Sonderfall; es hatte sogar ein eigenes Ministerium in London.

Insgesamt war die Kontrolle der überseeischen Kolonialreiche nie besonders intensiv. Aus Kostengründen fehlte es wie in vormodernen Reichen auf europäischem Boden auch dort an Personal für die Lokalverwaltung. Hier wie dort musste man auf Zusammenarbeit mit einheimischer Verwaltung zurückgreifen oder diese in Gestalt der sogenannten Amtshäuptlinge in Teilen Afrikas überhaupt erst einrichten. Bereits die spanische Kolonialherrschaft in Amerika funktionierte trotz bürokratischer Bestandteile nach demselben Prinzip. Die viel gerühmte *indirect rule* mittels indischer Fürsten und nordnigerianischer Emire war nicht Ergebnis britischer Weisheit, sondern britischer Sparsamkeit. Sie wurde aus ähnlichen Gründen auch von anderen Kolonialmächten eingeführt und bereits von den Römern praktiziert, zum Beispiel in Palästina. Auch in den Kolonialreichen des 19./20. Jahrhunderts kann also von moderner Staatlichkeit nur ausnahmsweise die Rede sein; allenfalls in den englischen Siedlungskolonien und in Britisch-Indien. Überwiegend wurde die Welt von Europa mit vormodernen Methoden von Reichsherrschaft regiert, das heißt im Regelfall durch einheimische Klienten, aber mit einer europäischen Reserve zum Eingreifen im Notfall. Modern war dieses System allenfalls insofern, als es sich je länger desto mehr um Klienten des jeweiligen Kolonialstaates und nicht mehr um solche des einzelnen Machthabers handelte.

Daher ist zur genaueren Differenzierung der europäischen Expansion eine Typologie von Reichen ebenso hilfreich wie eine solche von Kolonien. Aus der ausschlaggebenden Perspektive des Verhältnisses von Zentrum und Peripherie des Imperiums bietet sich die Unterscheidung von vier Reichstypen an:

1. Der aus europäischer Sicht vermutlich älteste Typ *Heiliges Römisches Reich Deutscher Nation* mit einem schwachen Zentrum und ohne unbestrittene Schwerpunktbildung. Er konnte auf kolonialem Feld keine Rolle spielen, weil er für sich allein genommen zu weiterer Expansion nicht fähig war. Dazu waren allenfalls die stärksten unter seinen Fürsten auf eigene Rechnung in der Lage. In der Tat waren Österreich und Preußen damit erfolgreich, allerdings kaum in Übersee.
2. Der spanische Typ mit einer nationalen Monarchie im Zentrum, wobei diese Monarchie allerdings ihrerseits den vormodernen Charakter eines Reiches hatte. Nicht nur, dass ihre offizielle Bezeichnung noch lange im Plural *Las Españas* lautete, auch Kastilien als Führungsmacht im engeren Sinn war trotz starker Monarchie eher ein Bündel verschiedener Herrschaften als ein

I Grundlagen der neuzeitlichen europäischen Expansion

moderner Territorialstaat. Erst die aufgeklärte Monarchie des 18. Jahrhunderts betrieb erfolgreich moderne Staatsbildung und versuchte auch in den Kolonien die Zügel anzuziehen.

3. Der britische oder französische Typ des 19./20. Jahrhunderts mit einem starken modernen Machtstaat im Zentrum. In dieser Zeit erreichte die Staatsbildung in Europa ebenso ihren Höhepunkt wie die europäische Reichsbildung außerhalb Europas. Das europäische Mächtesystem mit seiner stabilen Instabilität erlaubte nämlich kaum noch Expansion in Europa selbst. Doch im Interesse der nationalen Selbstbehauptung musste Expansion sein. Da außerhalb Europas nirgends ein dem modernen europäischen Machtstaat vergleichbarer politischer Entwicklungsstand erreicht war, stieß die Expansion der europäischen Mächte nur selten auf dauerhaften erfolgreichen Widerstand.

Solange Großbritannien dabei einen historischen Vorsprung besaß, begnügte es sich mit den indirekten Methoden des sogenannten Freihandelsimperialismus. Doch sobald Andere aufgeholt hatten, geriet die europäische Expansion zum hochimperialistischen Wettrennen, das durch die zunehmende politische Partizipation der Massen und die entsprechenden Medien weiter angeheizt wurde. Das Ergebnis war die fast restlose Aufteilung der Erdoberfläche unter die europäischen Kolonialmächte und die von ihnen in Bewegung gesetzten Mitbewerber USA und Japan. Auch die wenigen Länder, die ihre formelle politische Unabhängigkeit nicht verloren wie China, Thailand, Iran oder das Osmanische Reich, unterlagen weit reichendem europäischem Einfluss.

4. Der russische Typ, bei dem ein werdender moderner Machtstaat immer weitere angrenzende Gebiete in Besitz nahm, in sein politisches System integrierte und die Bevölkerung verdrängte oder assimilierte. Das konnte mit der *hard power* politischen Zwangs geschehen oder mit der *soft power* einer überlegen auftretenden Kultur einschließlich Mission der orthodoxen Kirche. Dazu kam die planmäßige Ansiedlung von Russen verbunden mit der Erschließung des Landes durch Eisenbahnbau. Am Ende stand sogar der Versuch, darüber hinaus nach Übersee zu expandieren, nach Alaska und Kalifornien.

Kontinentalexpansion dieser Art wurde auch außerhalb Europas und seines Einzugsbereichs praktiziert, von Mächten wie China, die keine Übersee-Expansion betreiben konnten oder wollten. Die russische Expansion stieß dann auch prompt bereits im 17. Jahrhundert mit der chinesischen zusammen. Offensichtlich ist Kontinentalexpansion der historische Normalfall, die europäische Übersee-Expansion trotz ihrer gewaltigen Ausmaße hingegen die Ausnahme.

Die europäischen Mächte wandten sich nach Übersee, sobald sie in der Nachbarschaft keine Expansionsmöglichkeit mehr hatten. Nur den Russen blieb weiter die Möglichkeit zur Kontinentalexpansion.

Außerdem waren die neuen Europa, vor allem die unabhängigen USA, aber auch verschiedene lateinamerikanische Länder sowie die britischen Kolonien Kanada, Südafrika und Australien mit derartigem *Kontinentalimperialismus* höchst erfolgreich. Im Falle der USA und Australiens schloss sich ebenfalls nahtlos Überseeimperialismus in der Pazifischen Inselwelt an. Soweit es sich um unabhängige ehemalige Kolonien Europas handelte, könnte man aus der Perspektive der europäischen Expansion von *Sekundärexpansion* oder *Sekundärimperialismus* sprechen, im Falle britischer Kolonien von *Subimperialismus*. Die Geschichte kennt ja durchaus auch *Subkolonien* als Kolonien von Kolonien. So waren die Philippinen lange ein Kolonie Mexikos, und Angola war zeitweise mehr von Brasilien als von Portugal abhängig.

Im Zuge der Dekolonisation hat sich gezeigt, dass Kontinentalimperien schwer oder gar nicht dekolonisierbar sind, denn sie haben die Vorbewohner weitgehend durch Siedler ersetzt und entweder marginalisiert oder assimiliert. Nur Kaukasien und Zentralasien einerseits, Südafrika andererseits stellen Ausnahmen dar, weil hier die politische Assimilation bereits am Zahlenverhältnis von Herrenvolk und Kolonisierten scheitern musste. Hier hatte es auch heftigen Widerstand verschiedener Gruppen gegen die Kolonialherrschaft gegeben, während anderswo das Erfolgsgeheimnis der europäischen Expansion in der notorischen Unterlegenheit der Nichteuropäer bestand, im 16./17. Jahrhundert der Indianer, im 19./20. Jahrhundert dann auch der Asiaten und der Afrikaner.

Nur damit lässt sich koloniale Reichsbildung von nichtkolonialer unterscheiden. Kolonialherrschaft ist zwar Fremdherrschaft, wie sie auch in anderen Reichen häufig ist, aber Fremdherrschaft unter zusätzlicher Ausnutzung einer partiellen oder generellen Entwicklungsdifferenz zwischen Herren und Beherrschten. So lief die Unterwerfung der Griechen durch die Römer oder die Kontrolle der DDR durch die Sowjetunion zwar auf direkte oder indirekte Fremdherrschaft hinaus, war aber keine Kolonialherrschaft, denn sie ließ sich nicht auf ein unterschiedliches Entwicklungsniveau der Beteiligten zurückführen. Demgegenüber waren die Steinzeitvölker Amerikas den expandierenden Europäern in fast jeder Hinsicht unterlegen. Die Asiaten hingegen mochten den Europäern kulturell ebenbürtig oder sogar überlegen sein. Es fehlte ihnen aber wie den Afrikanern an einer politischen Ordnung, die im 18. bis 20. Jahrhundert dem modernen Machtstaat gewachsen gewesen wäre, vor allem als dieser auch noch auf überlegene Militärtechnologie zurückgreifen konnte.

I Grundlagen der neuzeitlichen europäischen Expansion

Natürlich ist der Begriff *Entwicklungsdifferenz* geeignet, Anstoß zu erregen und als rassistisch missverstanden zu werden. Er muss aber rein beschreibend und streng wertfrei verstanden werden. Weder wird damit unterstellt, dass es einen allgemeinverbindlichen Entwicklungspfad der Menschheit zu einem Modernitätsgipfel gibt, auf dem der Westen thront, noch dass es eine erfreuliche Entwicklung ist, Atombomben zu besitzen statt Pfeil und Bogen. Es geht allein darum, dass sich aus derartigen Entwicklungsunterschieden historische Folgen ergeben haben.

Außerdem lässt sich aus diesem Begriff auch nicht auf einen eindeutigen Gegensatz von aktiven Kolonisatoren und passiven Kolonisierten schließen. Zwar ist der Rechtsstatus der Untertanen von Kolonialreichen in der Regel niedriger, der Ausbeutungsgrad höher als im Falle europäischer Untertanen. Das ist besonders deutlich an den «Indios» des spanischen Imperiums zu beobachten. Nichtsdestoweniger sind auch sie Akteure der Kolonialherrschaft, wenn auch mit unterschiedlicher und wechselnder Rollenverteilung gegenüber ihren Herren. Die Kolonisierten mögen Kolonialherrschaft geduldig hingenommen, ihr Widerstand geleistet oder sie schlau unterlaufen haben, sie mögen mit den Kolonialherren kollaboriert oder von jenen ausgehende Impulse zum Kulturwandel sogar begeistert aufgegriffen haben – in jedem Fall haben sie die Kolonien und damit auch die postkoloniale Welt aktiv mitgestaltet. Oft genug lassen sich nicht einmal Täter und Opfer eindeutig trennen.

Deswegen erschöpft sich die Geschichte der europäischen Expansion nicht in den einschlägigen Aktivitäten der Kolonialmächte, sondern stellt den Aufstieg und Fall der kolonialen und postkolonialen Gesellschaften und Gemeinwesen in den Mittelpunkt des Interesses. Allerdings haben die Machtverhältnisse zu einer ungleichgewichtigen Quellen- und Forschungslage für die Aktivitäten der Kolonialherren und der Kolonisierten geführt. Deshalb bleibt ein Übergewicht der westlichen Perspektive bei der Darstellung einstweilen noch unvermeidlich.

Die Impulse zum Wandel mögen zwar überwiegend von den Kolonialmächten ausgegangen sein, aber ihre Verarbeitung musste weitgehend zu den Bedingungen der einheimischen Kulturen stattfinden. Japan ist sicher ein herausragender Fall, aber keineswegs der einzige. Deshalb steht am Ende trotz weltweiter kultureller Gemeinsamkeiten keine einzige Moderne rein westlichen Zuschnitts, sondern eine Mehrzahl unterschiedlicher Modernen. Denn bereits nach dem historischen Ablauf lassen sich vier verschiedene Modernisierungspfade unterscheiden: (1) Europa selbst, (2) seine Siedlungskolonien, das heißt die neuen Europa der Nord- und der Südhalbkugel, (3) von außen angestoßene, aber autonom vollzogene Modernisierung wie in Japan, (4) die

mehr oder weniger gewaltsame Modernisierung in den Kolonien unter Fremdherrschaft, die aber, wie gesagt, ebenfalls kein einseitiger Vorgang gewesen ist.

Damit erweist sich die Besiedelung der Erde durch den Menschen und in diesem Rahmen die von der europäischen Expansion in Gang gesetzte Interaktion der Kulturen als angemessenes Leitmotiv einer neuen Weltgeschichte des letzten halben oder sogar ganzen Jahrtausends aus globaler Perspektive. Gewiss, die Feststellung, dass dabei wesentliche Impulse von Europa ausgegangen sind, ist eurozentrisch. Aber erstens ist die Sache selbst aus diesem Grunde eurozentrisch und zweitens dürfen wir für eine solche Aussage reflektierten *aufgeklärten Eurozentrismus* in Anspruch nehmen – mehr können wir ehrlicherweise sowieso nicht leisten. Inzwischen ist nämlich klar, dass es nicht um historische Verdienste irgendwelcher Völker geht, denen wir zufälligerweise angehören, sondern um ein Geflecht von Voraussetzungen, Rahmenbedingungen und Impulsen einerseits, um die Akkumulation von Zufällen andererseits, durch die Europa seine weltgeschichtliche Rolle zugewiesen wurde. Ebenso klar ist heute, dass solche historischen Prozesse, die sich auf Märkten abspielen, in der Regel mit Schattenseiten, ja mit Verbrechen verbunden sein müssen. Die Unausweichlichkeit dieser Entwicklung entlässt bedenkenlose oder kriminelle Akteure aber nicht aus der Verantwortung für ihre (Un-)Taten.

Die europäische Expansion des 19./20. Jahrhunderts wird häufig als *Imperialismus* bezeichnet, das ganze System der Kolonialherrschaft als *Kolonialismus*. Man muss aber beachten, dass es sich um Begriffe des 19. Jahrhunderts handelt, die im 20. in polemische Kampfpapieren, geradezu in Schimpfwörter verwandelt wurden. Sie sind daher nur mit Vorsicht verwendbar und für die Vormoderne nur im übertragenen Sinn, denn dort gehören sie eigentlich nicht hin.

Kolonialismus setzt wie *Kolonialreich* und *Kolonialherrschaft* logisch die Begriffe *Kolonie* (vom römischen *colonia*) und *Kolonisation* voraus. Kolonisation bedeutet einfach die Errichtung von Kolonien, zum Beispiel auch in einem trocken gelegten Moor an der Oder. Kolonie ist also eine Neuansiedlung, die selbständig sein oder unter der Kontrolle des Gemeinwesens bleiben kann, aus dem die Siedler stammen. In übertragenem Sinn wurde aber jedes räumlich von dem betreffenden Gemeinwesen getrennte Herrschaftsgebiet Kolonie genannt, vor allem wenn es in Übersee lag. Der Minimalinhalt des Begriffs Kolonie besteht also in Siedlung *oder* Herrschaft, der Maximalinhalt in Siedlung *und* Herrschaft. Danach lassen sich in der Geschichte drei Grundtypen von Kolonien unterscheiden, die ihrerseits Varianten aufzuweisen haben.

1. *Stützpunktkolonien*, die entweder wirtschaftlichen Zwecken wie dem Handel oder der Sicherung militärischer Präsenz oder beidem dienen sollen. Dem-

I Grundlagen der neuzeitlichen europäischen Expansion

gemäß kann es sich (a) um Niederlassungen im Rahmen fremder Gemeinwesen handeln wie die Kolonien der italienischen Kaufleute in orientalischen Städten des Mittelalters oder noch heute die deutsche Kolonie in Rom. Oder es werden (b) autonome Gebilde auf fremdem Boden geschaffen. So haben einst die Makedonen und die Römer Ansiedlungen errichtet, später Portugal und andere westeuropäische Seemächte Stützpunktnetze am Indischen Ozean und schließlich die Briten ihr weltweites System von Flottenstützpunkten. In der Regel wurden dabei wirtschaftliche mit militärischen Zielsetzungen verbunden. Stützpunktnetze können auch am Beginn der allmählichen Umwandlung des Landes in eine Siedlungs- oder Herrschaftskolonie stehen, so die Forts im Wilden Westen der USA oder die Stützpunkte der Russen in Sibirien.

2. *Siedlungskolonien* können als Urtyp von Kolonie gelten, denn Kolonisation wurde als die fortschreitende Besiedelung und Urbarmachung der Erde durch die an Zahl zunehmende Menschheit betrachtet. Das galt sogar als Erfüllung des biblischen Schöpfungsbefehls: *Seid fruchtbar und mehret euch und erfüllet die Erde und machet sie euch untertan* (Gen 1,28)! Dabei wird aber übersehen, dass nur wenige Neusiedlungsländer von Amerika über Australien bis Palästina bei Anlage der Kolonien vorher menschenleer waren. Sie wurden bereits von anderen Menschen bewohnt, die unterlegen waren und daher weichen oder dienen mussten. Meistens handelte es sich um die Verdrängung von Jägern, Sammlern und Nomaden durch sesshafte Ackerbauern, um die Verbreitung von *cultura*, das heißt der hochentwickelten Wirtschaftsform des Ackerbaus mit dem dazugehörenden Privateigentum an Grund und Boden. Wo bereits Ackerbauern saßen wie in Algerien oder Palästina, ging es um die Durchsetzung höher entwickelter Formen von Landwirtschaft. Daraus konnte sich (a) die völlige Verdrängung der Vorbewohner ergeben wie in Britisch-Nordamerika und Australien, oder (b) deren mehr oder weniger weitgehende Verwandlung in abhängige Arbeitskräfte wie in Algerien und im Palästina Israels, oder (c) die Ersetzung der vorgefundenen Bevölkerung durch importierte Arbeitskräfte wie auf amerikanischen Sklavenplantagen. Derartige Kolonisation setzt aber Kolonialherrschaft voraus.

3. *Herrschaftskolonien*, die sich nicht auf Stützpunkte beschränken, sondern das ganze Land kontrollieren, aber ohne es durchgehender Neubesiedelung zu unterwerfen. (a) Dabei steht der ältere spanisch-amerikanische Typ der Siedlungskolonie nahe, denn hier lassen sich zahlreiche Einwanderer auf Dauer in der Kolonie nieder, gründen ihre Existenz aber in erster Linie auf die Herrschaft über eine eingeborene Mehrheit, die zu diesem Zweck zumindest grundsätzlich in ihrer wirtschaftlichen Lebensform belassen wird. (b) Der neuere, asiatisch-afrikanische Typ mit dem Musterfall Britisch-Indien ist

durch die Herrschaft einer winzigen Minderheit von nicht einmal permanent ansässigen Kolonialherren über eine überwältigende Mehrheit von Einheimischen gekennzeichnet. Beide Varianten können aber nur auf der Basis der Kollaboration einheimischer Helfer funktionieren.

In jedem Fall gehört Einwanderung bzw. Auswanderung zu Kolonien und Kolonialreichen. *Migration* tritt hier aber nicht als Wanderung ganzer Völker auf, sondern als mehr oder weniger massenhafte von Individuen. (a) Sie konnte auf Siedlungs- und Herrschaftskolonien gerichtet sein, brauchte sich aber nicht auf solche zu beschränken. Die meisten europäischen Auswanderer zogen in die bereits unabhängigen USA, die aber immerhin ihrerseits ein Produkt der europäischen Expansion waren. (b) Die erzwungene Migration von Arbeitskräften war aber mindestens ebenso wichtig, zunächst als atlantischer Sklavenhandel, später halbfreiwillig als Kulihandel (*pig trade*). Bestimmte Länder haben infolge der europäischen Expansion heute eine völlig andere Bevölkerung als zur Zeit ihrer Entdeckung.

Doch wie kam es überhaupt zu den europäischen Entdeckungen, die in der jüngeren Weltgeschichte nichts Vergleichbares haben? Wie kam es, dass die Europäer ihre unaufhörliche Expansion mangels innereuropäischer Möglichkeiten so erfolgreich in außereuropäischen Ländern fortsetzen konnten? Wie kam es zu der ausschlaggebenden Entwicklungsdifferenz im Allgemeinen und zur konkreten Expansion europäischer Völker im Besonderen? Die anhaltende Diskussion über die Gründe und Hintergründe des Erfolgs der europäischen Expansion, über *das Wunder Europa*, litt lange darunter, dass die Annahme irgendeiner Art von europäischer Überlegenheit, wie sie zur Blütezeit der Expansion für das europäische Selbstbewusstsein selbstverständlich gewesen war, im Zeichen des erfolgreichen Antikolonialismus dem angefochtenen Selbstbewusstsein der Europäer und Amerikaner politisch wie wissenschaftlich als unzulässig galt.

Folgende Überlegungen können aber dennoch auf Zustimmung hoffen: (1) Während der frühen europäischen Expansion in der Welt vom 15. bis zum 17. Jahrhundert kann wie zur Zeit ihrer Vorläufer im europäischen Mittelalter von genereller Überlegenheit der Europäer gegenüber den asiatischen Hochkulturen keine Rede sein. Wahrscheinlich ist sogar das Gegenteil richtig, denn die ersten europäischen Anläufe zur Übersee-Expansion im Gefolge der Kreuzzüge sind gescheitert. Dass die Machtverhältnisse in der Neuen Welt anders lagen, führte dort zu frühen Erfolgen, während in Asien und teilweise auch in Afrika die Europäer nur geduldet wurden und einheimische Mächte den Ton angaben. (2) Das änderte sich erst seit dem späten 18. Jahrhundert, aber zunächst nicht wegen der sogenannten industriellen Revolution, sondern weil die

I Grundlagen der neuzeitlichen europäischen Expansion

europäischen Reiche sich in Machtstaaten verwandelten, denen bis ins 20. Jahrhundert niemand mehr gewachsen war und die daher ungescheut zusätzliche Reichsbildung im Rest der Welt anstreben konnten. Dieser Vorgang wurde einerseits durch eine Reihe von Krisen in den asiatischen Reichen, andererseits seit dem 19. Jahrhundert durch die Entwicklung der europäischen Wirtschaft und Technologie zusätzlich begünstigt. (3) In diesem Rahmen dürfte es aber bereits im Mittelalter, möglicherweise sogar als Erbe der Antike Eigentümlichkeiten der europäischen Kultur gegeben haben, die den Europäern doch den einen oder anderen Wettbewerbsvorteil verschafft haben. Anläufe zu einer weltweit vergleichenden Ideengeschichte haben allerdings auch in dieser Hinsicht eher zu Hinweisen auf erstaunliche Parallelen geführt.

Nichtsdestoweniger erscheinen mir zwei miteinander zusammenhängende unter den immer noch umstrittenen Möglichkeiten eines europäischen Vorsprungs besonders plausibel. Zum einen die besondere Wissenskultur, die u. a. anderem in der einzigartigen europäischen Einrichtung der Universität verankert war. Sie prämierte zunächst zwar noch nicht empirische Forschung, wohl aber systematische Neugier. Dazu gehörte eine hochentwickelte Technik zum Übersetzen aus fremden Sprachen und Kulturen, die aus dem Zwang zum ständigen Umgang mit dem jüdischen und dem antiken Erbe der eigenen Kultur erwachsen war. Zum anderen der mit dieser Wissenskultur unterfütterte christliche Wille zur Weltmission gemäß dem Befehl des Religionsstifters: *Machet alle Völker zu Jüngern!* (Mt 28,19). Vor allem in den Orden der katholischen Kirche fand diese Mission ebenso entschlossene wie kompetente Vorkämpfer, die seit den Anfängen der europäischen Expansion mit von der Partie waren.

Damit sind aber die Anfänge der Expansion in die außereuropäische Welt so wenig erklärt wie mit dem Profitstreben von Kaufleuten, mit dem Ehrgeiz abenteuerlustiger Ritter, mit der Planung von Politikern und schon gar nicht mit jenem Prunkstück kulturhistorischer Konstruktion von 1860, dem *Renaissancemenschen*, der angeblich die Ketten mittelalterlicher Beschränktheit, die es nie gab, abschüttelte und zur *Entdeckung der Welt und des Menschen* aufbrach. Wir können zwar Voraussetzungen, Rahmenbedingungen und die Antriebe aller eben genannten Leute analysieren und damit plausible Szenarien konstruieren. Eine kausale Gesamterklärung der europäischen Expansion ist aber auf diese Weise nicht zu finden. Denn auch die europäische Expansion kommt wie die meisten geschichtlichen Ereignisse, Prozesse und Strukturen durch einzelne Zufälle und deren abermals zufällige Häufung zustande, die freilich durch Voraussetzungen, Rahmenbedingungen und zeittypische Antriebe kanalisiert wird. Bei Christoph Columbus sind solche Voraussetzungen,

Rahmenbedingungen und Antriebe in ungewöhnlich deutlicher Weise konzentriert. Doch damit können wir sein Handeln zwar verständlich machen, aber nicht erklären. Die Erklärung entspringt vielmehr den Zufällen seines Lebens und der Interaktion mit seinen Zeitgenossen.

2

Asienkontakte der griechisch-römischen Antike

Die europäische Ausbreitung über die Erde ist ein neuzeitlicher Vorgang. Aber sie hat eine Vorgeschichte, die bis in die Antike zurückreicht, eine Vorgeschichte, deren Kenntnis erheblich zu ihrem Verständnis beizutragen vermag. Es lassen sich nämlich von Anfang an bestimmte geohistorische und kulturelle Strukturen beobachten, die wir auch in der Neuzeit wieder finden: die Bedeutung der Monsunwinde und der Wüsten, der Karawanenstädte und der Nomaden, die geringe Nachfrage nach europäischen Waren auf asiatischen Märkten und der daraus resultierende Edelmetallabfluss nach Osten, der von den Zeiten des römischen Reiches bis ins 18. Jahrhundert zu beobachten ist. Außerdem entstanden Traditionen, die nicht nur bei den europäischen Entdeckungen, sondern manchmal bis ins 20. Jahrhundert nachwirkten, es sei nur an das angebliche Reich eines christlichen Priesters Johannes im Osten jenseits des Machtbereichs der Moslems erinnert oder an den Alexanderzug und die damit verbundenen imperialen Impulse.

Sicher sind schon immer Güter und wohl auch Menschen vom einen Ende des eurasischen Kontinents zum anderen gewandert. Aber das große Thema *Asien und Europa* beginnt erst mit Europas Vorläufern, den Griechen. Der Nahe Osten war den Bewohnern des Mittelmeergebiets wohlvertraut. Kontakte zu weiter östlich gelegenen Gebieten vermittelte das Achämenidenreich, das sich von der Ägäis bis Indien erstreckte und sich zwischen 518 und 515 v. Chr. unter Dareios I. das Indus-Gebiet als 20. Satrapie angliederte. Über das Persische kam der Name dieses Gebietes *Hind* oder *Sind* ins Griechische, wo *Indike* schließlich alles Land östlich des Indus bezeichnen sollte, ein vager Sprachgebrauch, der sich bis ins 16. Jahrhundert gehalten hat. Deshalb lässt sich nicht immer leicht bestimmen, was Entdecker suchten, die Indien finden wollten.

I Grundlagen der neuzeitlichen europäischen Expansion

Skylax von Karyanda, ein Grieche in persischen Diensten, fuhr zwischen 519 und 512 den Indus abwärts und rund um Arabien nach Ägypten. Davon berichtet Herodot, dessen Informationen über Indien ansonsten eine bunte Mischung aus Richtigem und Falschem darstellen.

Den ersten großmaßstäblichen Kontakt Europas mit Asien brachte der Alexanderzug. Nach Sicherung des heutigen Afghanistan zog der Makedonenkönig 327 v. Chr. das Kabultal abwärts und eroberte das Fünfstromland (Pandschab). Beim Versuch, über den Hyphasis (Bias) weiter nach Osten vorzustößen, meuterte das Heer. Alexander zog indusabwärts und kehrte im Winter 325/24 in einem mörderischen Marsch durch die gedrosische Wüste (Belutschistan) nach Susa und Babylon zurück. Gleichzeitig führte der Admiral Nearchos die Flotte der Küste entlang zurück in den Persischen Golf.

Der Indienzug hat von allen Taten Alexanders die Phantasie stets am meisten angeregt. Mancherlei Weltherrschaftsvorstellungen in Europa und Asien beriefen sich im Lauf der Zeit auf ihn. Die Reihe romanhafter Biographien beginnt schon bei seinen Lebzeiten. Vermutlich im 3. Jahrhundert nach Christus wurde daraus ein Roman zusammengestellt und dem Hofhistoriographen Alexanders, dem Philosophen Kallisthenes, zugeschrieben. Das Original ist verloren, wir besitzen aber nicht weniger als 80 antike Abwandlungen. Im Mittelalter war das Interesse eher noch größer. Das beliebte iranische Alexanderbuch wird auf das Jahr 1200 datiert. Auf drei Wegen, über Rom, Byzanz und Spanien strömte der antike Stoff nach Europa, wo Vers- und Prosabearbeitungen in nahezu allen Sprachen entstanden. Das Wiederauftauchen von Originalquellen zum Alexanderzug im Zeitalter des Humanismus im 15. Jahrhundert beeinträchtigte die Beliebtheit des Romans keineswegs. Noch 1472 veröffentlichte Johann Hartlieb in Augsburg ein Alexanderbuch, nach dem Hans Sachs in Nürnberg 1558 ein Alexanderdrama verfasste. So wurde Indien im europäischen Bewusstsein zum Märchenland, umso mehr als auch ernsthafte Denker sich nicht scheuten, die Alexanderromane als Informationsquelle zu benutzen, zuletzt Sebastian Münster noch 1544, also längst nach den Entdeckungen.

In den Nachfolgekämpfen nach Alexanders Tod 323 fiel der Osten an Seleukos Nikator, der Indien 318 verlor und es 305 zurückzuerobern versuchte. Vergebens, dem inzwischen entstandenen indischen Großreich des Candragupta Maurya war er nicht gewachsen; es blieb bei der Indusgrenze. Als Seleukos' Gesandter kam kurz danach Megasthenes in die Maurya-Hauptstadt Pataliputra (Patna in Bihar am unteren Ganges). Sein Indien-Bericht, der in Fragmenten bei späteren griechischen Autoren überliefert ist, war trotz einer gewissen Oberflächlichkeit eine Darstellung des Wunderlandes.

Die bis dahin erworbenen geographischen Kenntnisse der Griechen wurden Ende des 3. vorchristlichen Jahrhunderts von Eratosthenes zusammengefasst; sie sind uns bei Strabo überliefert. Danach war die dreieckige Gestalt des indischen Subkontinents ebenso bekannt wie die Existenz der Insel Taprobane (Ceylon, heute Sri Lanka). Aber Indien bildete die äußerste Südostecke der Landmasse der Erde, der Ganges mündete bereits in den Ozean, der sie im Osten umgab. Von Ländern hinter Indien war nichts bekannt.

Um diese Zeit erlebte die griechische Aktivität in Indien einen neuen Aufschwung. Um 205 vor Christus hatte sich Baktrien (Afghanistan und Zentralasien nördlich des Hindukusch) vom Seleukidenreich gelöst. Das blieb ohne Folgen, weil Antiochos III. in Konflikte mit Rom verwickelt war. Da um die gleiche Zeit das Maurya-Reich zusammenbrach, konnten die baktrischen «Griechen» nach Nordwestindien vorstoßen und dort eine Reihe von Fürstentümern gründen, die bis ins erste vorchristliche Jahrhundert Bestand hatten. Einer dieser Könige, Menander, ist als einziger Grieche in einer buddhistischen Lehrschrift unter dem Namen *Milinda* in die indische Literatur eingegangen. Es gab zweisprachige griechisch-indische Münzen und anscheinend eine griechische Vishnu- und Buddha-Verehrung, die freilich nicht im Sinne einer modernen «Bekehrung» oder als Indisierung verstanden werden muss.

Als die Herrschaft dieser «Griechen» längst von anderen Einwanderern aus dem Nordwesten abgelöst worden war, lebten immer noch kulturelle Impulse weiter. Zwischen dem 1. und 7. nachchristlichen Jahrhundert blühte im Nordwesten die sogenannte Gandhara-Kunst, deren Plastiken und Reliefs in stark griechisch geprägter Manier den Buddha und Szenen aus seinem Leben sowie traditionelle indische Götter darstellen. Europäische Historiker neigten dazu, sie als Bestandteil der hellenistischen Kultur zu betrachten, während Inder sie als Produkt der eigenen Geschichte sehen. Dazu kommen weitere Einflüsse aus Iran. Die Tatsache alternativer Interpretationen zeigt, dass es sich um etwas Drittes handelt, einen recht erfolgreichen wechselseitigen Interaktionsprozess zwischen Hochkulturen.

Während alle bisher genannten Kontakte zwischen Europa und Asien im Wesentlichen auf dem Landweg stattfanden, gewann seit dem 1. vorchristlichen Jahrhundert der Seehandel zwischen dem Mittelmeerraum und Indien an Bedeutung. Angeblich sollen die Parther, die vom 2. vorchristlichen bis zum 2. nachchristlichen Jahrhundert Iran und seine Nachbarländer kontrollierten, den Handel zu Land gefährdet oder wenigstens verteuert haben. Dazu fehlte es ihnen aber vermutlich an der nötigen Organisation. Und auch die Schließung des Roten Meeres an der Meerenge von Bab el-Mandeb durch

die Bewohner Südarabiens zur Sicherung des eigenen Zwischenhandelsmonopols ist eine plausible, aber unbewiesene Behauptung. Der Reichtum der *Arabia felix* beruhte jedenfalls nicht auf Seeherrschaft.

Fest steht, dass im Zuge der Südexpansion des ptolemäischen Ägypten gegen 100 v. Chr. Eudoxos von Kyzikos zweimal direkt vom Roten Meer nach Indien fuhr und dass vermutlich um dieselbe Zeit ein gewisser Hippalos, der nach Vermutungen der Steuermann des Eudoxos gewesen sein soll, das System der Monsune und damit die Möglichkeit der raschen Überquerung des Indischen Ozeans für den Westen entdeckte. Die Ptolemäer begannen mit dem Ausbau dieser Verbindung, scheinen sie aber wenig genutzt zu haben, auch wenn Kleopatra nach der Niederlage von Aktium die Flucht nach Indien erwog.

Die eigentliche Nutzung dieser neuen Möglichkeit begann erst unter römischer Herrschaft. Der Geograph Strabo berichtet, dass schon unter der ägyptischen Statthalterschaft des Cornelius Gallus (30–27 v. Chr.) jährlich 120 Schiffe von Myos Hormos (am südlichen Ende des Golfs von Suez) nach Indien fuhren, während es unter den Ptolemäern kaum zwanzig gewesen waren. Später wurde Myos Hormos von dem weiter südlich gelegenen Berenice (auf der Breite von Medina bei Ras Benas) als Hauptindienhafen abgelöst. In beiden Fällen wurden die Güter über Land an den Nil und nach Alexandria transportiert. Man fuhr Mitte Juli von Ägypten ab und entlang der Küste nach Süden, um sich im Oktober vom Südwestmonsun nach Indien treiben zu lassen. Nach Eintritt des Nordostmonsuns fuhr man dann noch im November oder Dezember von Indien an die afrikanische Küste zurück und traf im Frühling des nächsten Jahres wieder in Ägypten ein.

Für die Blütezeit des direkten römischen Indienhandels, die etwa 200 Jahre währte, besitzen wir wichtige Quellen: Die in der zweiten Hälfte des ersten nachchristlichen Jahrhunderts verfassten *Naturalis Historiae libri XXXVII* des älteren Plinius, wo bei der Länderkunde im 6. Buch und der Botanik im 12. Buch von Indien die Rede ist. Dann den *Periplus des Erythraeischen Meeres*, ein Segelhandbuch für den Indischen Ozean in griechischer Sprache, das ebenfalls auf die Mitte des ersten Jahrhunderts datiert wird; es stammt von einem Praktiker des Handels ohne wissenschaftliche Präntentionen und ist gerade deshalb umso wertvoller. Drittens aufschlussreiche Bodenfunde aus dem Imperium Romanum wie aus Indien selbst. Dazu kommen viertens einige Hinweise in südindischen Texten; eine Geschichtsschreibung kennt die altindische Kultur freilich nicht.

Die Anlaufstelle der Römer wurde unter Ausschöpfen der Möglichkeiten des Monsuns immer weiter nach Süden verlegt, von der Indusmündung über Guja-

rat bis zur Malabarküste, dem eigentlichen Pfefferland. Der südindische Boden hat mindestens 5400 *denarii* und 800 *aurei* der Kaiserzeit preisgegeben. Der eindrucksvollste Fundplatz ist Arikameddu bei Pondichéry an der indischen Ostküste, wo eine Art römische Faktorei ausgegraben wurde. Hier fand sich u. a. in Arezzo hergestellte Keramik. Der indischen Elfenbeinstatue von Pompeji entspricht der römische Bronze-Poseidon von Kolhapur (Maharashtra).

Texte wie Bodenfunde beweisen, dass die Römer bald auch die Ostseite des Subkontinents und das Gebiet bis zur Straße von Melaka (Malakka) genauer kennenlernten. Konfuse Texte und weitgehend fehlende Bodenfunde legen allerdings den Schluss nahe, dass es mit ihrer Kenntnis Hinterindiens und Chinas schlechter bestellt war. Römische Kaufleute sind bis China gelangt, und die Chinesen haben zu Land wie zur See Kontakt mit den östlichen Randzonen des römischen Reiches aufzunehmen versucht – von regelmäßigen und ausgedehnten Beziehungen kann aber im Gegensatz zu Vorderindien keine Rede sein. Der einzige auf chinesischem Boden bisher entdeckte Hort römischer Münzen wurde inzwischen als Münzsammlung eines späteren Missionars identifiziert.

Auch der Handel zu Land zwischen Rom und China wurde nie systematisch und auf große Distanz betrieben. *Seidenstraßen*, ein Begriff, den der deutsche Asiengeograph Ferdinand von Richthofen geprägt hat, führten durch Innerasien und Iran über die Karawanenstadt Palmyra zur syrischen Küste, wo Antiochia als Endpunkt eine ähnliche Rolle spielte wie Alexandria in Ägypten. Doch darauf zogen nicht etwa römische Karawanen in den fernen Osten oder chinesische in den fernen Westen, sondern die Güter wanderten unter durchaus unterschiedlichen Nachfragegesichtspunkten von Hand zu Hand. Denn der Handel Europas mit Asien war damals in beiden Richtungen ein Geschäft mit Luxusgütern, ein Sachverhalt, der sich erst im Zuge der Neuzeit ändern sollte. Ein Grund dafür war die Kostenbarriere, die bis zum 19. Jahrhundert dem Transport von sperrigen und geringwertigen Massengütern über eine bestimmte Entfernung hinaus im Wege stand.

Das römische Reich importierte Gewürze, insbesondere Pfeffer aus Indien, woran bereits Plinius Anstoß nahm:

Es ist erstaunlich, dass der Pfeffer so geschätzt wird. Während bei anderen Gütern der süße Duft anziehend oder das Aussehen einladend wirkt, empfiehlt den Pfeffer weder die Frucht noch das Korn. Nur seine Schärfe macht ihn interessant – und deswegen fahren wir bis Indien! (Naturalis Historiae 12, 14, 29)

Dazu kamen unter anderen Kassiarinde und Zimt. In der spätantiken Sammlung des römischen Rechts findet sich in den Digesten 39, 4, 16, 7 ein Importzolltarif für 28 orientalische Gewürze, darunter Zimt sowie schwarzer und

I Grundlagen der neuzeitlichen europäischen Expansion

weißer Pfeffer. Vor allem aber ging es um die angeblich bisweilen in Gold aufgewogene Seide, daneben um verschiedene unbearbeitete Edelsteine, Perlen, Elfenbein, Pelze, Metallwaren.

Ungelöst ist das Problem der Handelsbilanz. Der *Periplus des Erythraeischen Meeres* spricht zwar von Textilien, Metall(waren), Korallen, die in Indien sehr geschätzt wurden, Wein, aber auch von einer großen Menge gemünzten Geldes. Wenn in tamulischen Dichtungen von den *Yavanas* die Rede ist, worunter wohl die Leute aus dem römischen Reich zu verstehen sind, werden neben ihrer kriegerischen Tüchtigkeit die Produkte ihrer handwerklichen Geschicklichkeit und ihre Weine erwähnt. Es wird aber ebenfalls berichtet, dass ihre gut gebauten Schiffe mit Gold beladen ankommen, um mit Pfeffer abzufahren. Wie spätere «Merkantilisten» klagt schon Plinius:

In keinem Jahr saugt Indien weniger als 50 Millionen Sesterzen vom Wohlstand unseres Reiches ab und liefert uns dafür Waren zum Hundertfachen ihres Erzeugerpreises (Naturalis Historiae 6, 26, 101). Nach der niedrigsten Rechnung ziehen Indien, die Serer und Arabien jedes Jahr hundert Millionen Sesterzen aus unserem Reich: das ist die Summe, die uns unsere Genüsse und unsere Frauen kosten (ebd. 12, 41, 84).

100 Millionen Sesterzen sollen nach einer neueren Berechnung 7267 kg Gold gewesen sein, nach demselben Plinius ungefähr die Jahresproduktion der nordspanischen Goldminen. Das würde aber bedeuten, dass die im römischen Reich vorhandene Goldmenge pro Jahr vermutlich um einen höheren Betrag vermehrt wurde, als angeblich abfloss. Außerdem können den Zahlenangaben des Plinius gar keine exakten Ermittlungen zugrunde liegen. Doch wie auch immer die wirkliche Handelsbilanz ausgesehen haben mag, das Thema des Edelmetallabflusses aus Europa für indische Luxuswaren war auch im 16. bis 18. Jahrhundert nicht weniger aktuell als bei Plinius.

Dennoch scheint Rom keine ausgesprochene Handelspolitik betrieben zu haben. Der Einfluss kommerzieller Erwägungen auf die äußeren Unternehmungen wurde häufig übertrieben. Zumindest ist er nur in seltenen Fällen nachzuweisen, noch nicht einmal bei dem Versuch des Aelius Gallus, zwischen 26 und 24 v. Chr. Südarabien zu erobern. Ähnliches gilt für den Straßenbau sowie den Unterhalt von Flotten und Garnisonen. Und selbst der von Trajan reparierte ptolemäische «Suezkanal» wird nur ein einziges Mal im Zusammenhang mit dem Indienhandel erwähnt. Das Interesse der Regierung am Handel scheint rein fiskalischer Art gewesen zu sein.

Im Gegensatz zu den Griechen, die sich selbst in Iran und in Indien niedergelassen haben, gab es im Falle der Römer keine ständige und endgültige Präsenz im Bereich asiatischer Hochkulturen außerhalb des weiteren Mittelmeer-

gebiets. Wechselseitiger Kultureinfluss ist daher kaum nachzuweisen. Einer der Herrscher des in den ersten nachchristlichen Jahrhunderten in Nordwestindien blühenden Kushan-Reiches, das von einer neuen Welle von Eroberern aus Zentralasien geschaffen wurde, führte einen sehr bezeichnenden synkretistischen Herrschertitel *Maharajasa Rajatirajasa Devaputrasa Kaisarasa* (Sanskrit), das heißt *Großkönig* (indisch) *König der Könige* (persisch) *Sohn Gottes* (chinesisch = *Sohn des Himmels*) *Caesar*. Aber die gleichzeitige Gandhara-Kunst dieses Raums war eher griechisch als römisch beeinflusst. Griechisch sind auch die wenigen abendländischen Einflüsse auf das indische Geistesleben, die in der dortigen Astronomie anzutreffen sind. Umgekehrt ist es bisher aber nicht gelungen, die unterstellten indischen Einflüsse auf das pythagoreische oder das neuplatonische Denken nachzuweisen.

Die Kenntnis der Geographie Asiens hatte sich freilich dank der intensiven Handelskontakte verbessert. Um die Mitte des 2. Jahrhunderts n. Chr. wurde der erreichte Kenntnisstand durch Claudius Ptolemaeus in Alexandria zusammengefasst. Auch wenn Teile seines überlieferten Werkes möglicherweise erst in byzantinischer Zeit hinzugefügt wurden, handelte es sich doch um das geographische Vermächtnis der Antike von geradezu kanonischer Geltung. Obwohl die Gestalt Indiens gegenüber Eratosthenes wieder verzerrt ist und die Größe Sri Lankas überschätzt wird, sind die Himmelsrichtungen bereinigt, die beiden Flusssysteme des Indus und Ganges werden richtig auseinander gehalten und es ist eine rudimentäre Kenntnis der hinterindischen Halbinsel erkennbar. Von weiter östlich gelegenen Gebieten sind aber nur vage Vorstellungen vorhanden. So sind die Angaben zur Lokalisation der Hafenstadt Kattigara, des wichtigsten Knotenpunkts des Seehandels nach China, so widersprüchlich, dass sie bis heute mit jedem möglichen Hafen zwischen Melaka (Malakka) und der chinesischen Küste identifiziert werden konnte. Vor allem aber macht Ptolemaeus den Indischen Ozean a priori zu einem Binnenmeer. Die Küste wendet sich in China statt nach Norden, wie in Wirklichkeit, nach Süden, später als *Terra incognita* nach Westen, schließlich als afrikanische Ostküste nach Norden. Der Pragmatiker, der den *Periplus des Erythraeischen Meeres* verfasste, hatte die Dinge realistischer gesehen, wenn er die Beschreibung Ostafrikas, vermutlich der Gegend des späteren Sansibar, folgendermaßen abschließt:

Dies sind ungefähr die letzten bewohnten Plätze des festländischen Azania, das der von Berenice Ausreisende zur Rechten hat. Denn jenseits von diesen Punkten wendet sich der bis jetzt noch unerforschte Ozean nach Westen, der sich längs der Südküsten von Aethiopien, Libyen und Afrika erstreckt und sich schließlich mit dem westlichen Meer vereinigt (Hennig, Bd. 1, 383 f.).

I Grundlagen der neuzeitlichen europäischen Expansion

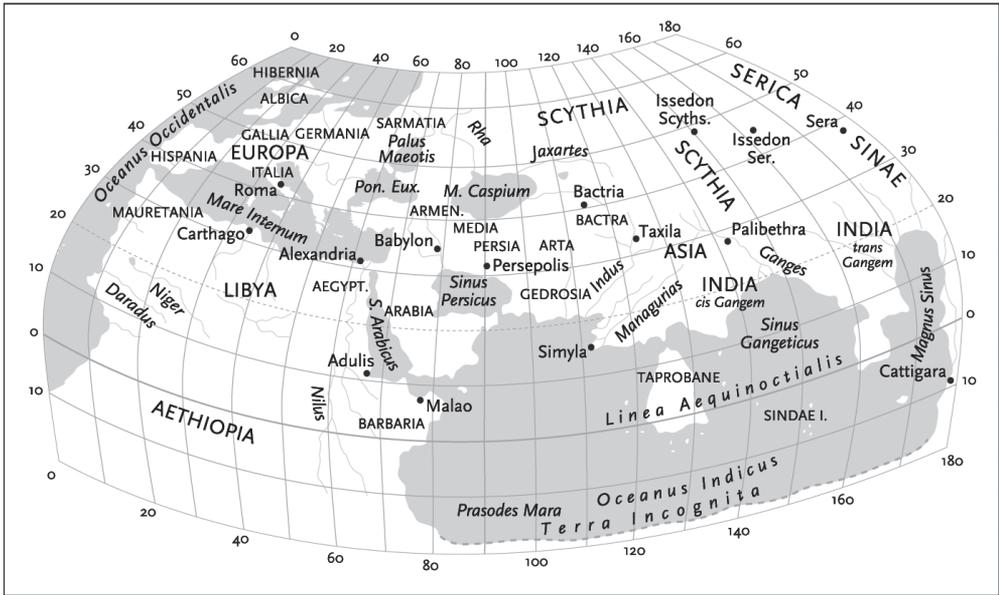


Abb. 1 Die Welt des Claudius Ptolemaeus

Hätte man ohne eine solche nichtptolemäische Überlieferung den Seeweg nach Indien rund um Afrika überhaupt gesucht? Für Ptolemaeus-Gläubige existierte er ja nicht!

Über die Verhältnisse der Spätantike und des frühen Mittelalters sind wir weniger genau informiert. Es scheint, als sei das wohl etablierte Indienhandelsystem der Kaiserzeit im 3. Jahrhundert zusammengebrochen; auch die Bodenfunde in Indien setzen aus – mit der merkwürdigen Ausnahme Sri Lankas. Die Euphratgrenze wie das Rote Meer scheinen der militärischen Kontrolle Roms entglitten zu sein. An die Stelle des locker gefügten Partherreichs trat seit 226 die straff organisierte neupersische Sassaniden-Monarchie. Der Handel mit Asien auf dem Landweg wurde allmählich zum Monopol persischer Kaufleute. Und auch auf dem Seeweg von Ägypten traten die Untertanen des römischen Reiches gegenüber Indern und Arabern in den Hintergrund. Man reiste zwar noch in den Osten, aber die Reise wurde von der Routine zum Abenteuer. Im 4. Jahrhundert schienen die Bewohner des christlichen und daher romfreundlichen äthiopischen Reiches von Aksum eine wichtige Vermittlerrolle zu spielen. Vielleicht stand die Orientierung auf Sri Lanka mit deren Handelsgewohnheiten im Zusammenhang.

Auf den geschilderten Handelswegen ist auch das Christentum nach Indien gekommen. Nach einer ins 4. Jahrhundert zu Ambrosius und Hieronymus zu-

rückreichenden Tradition soll der Apostel Thomas dort missioniert und in der Nähe des heutigen Chennai (Madras) den Märtyrertod erlitten haben. Das ist angesichts der intensiven Handelskontakte gut möglich; Arikameddu liegt unweit südlich! Für das 2. Jahrhundert dürfen wir mit großer Wahrscheinlichkeit mit Christengemeinden in Indien rechnen, im 4. Jahrhundert sind sogar ihre spezifisch ostsyrischen kirchlichen Gepflogenheiten nachzuweisen. Kosmas der Indischschiffer (*Kosmas Indikopleustes*) kannte im 6. Jahrhundert Christen an der Malabarküste, in der Gegend des späteren Mumbai (Bombay) und auf Sri Lanka. Die sogenannten Thomas-Christen von Malabar haben überlebt. Sie werden auch von mittelalterlichen Reisenden erwähnt. Im 15. Jahrhundert nahmen sie erneut Verbindung mit den vorderasiatischen Nestorianern auf.

Kosmas der Indischschiffer hat Mitte des 6. Jahrhunderts eine *Christliche Topographie des gesamten Universums* verfasst. Wir wissen von ihm nur, dass er Kaufmann, vielleicht Gewürzimporteur gewesen und selbst nie nach Indien gekommen ist. Bei seiner Schrift handelt es sich um das Produkt eines neuen Denkens, das theologische Spekulation und Wissen von der Erde verquickt. Das neue Weltbild ist das einer rechteckigen Erde, einer Scheibe, die von einem unbeweglichen Himmel überwölbt wird und unter der die Hölle liegt. Mittelpunkt der Erde ist Jerusalem. Doch im Rahmen dieser Theorie fällt beiläufig neben Wundergeschichten manches topographische Wissen an, das zutreffender ist, als dasjenige des großen Ptolemaeus: Der Indische Ozean ist keine Binnensee, sondern nach Süden offen und Bestandteil des Weltmeers, das die Erde umschließt. Und die chinesische Küste wendet sich nach Norden, nicht nach Süden wie bei Ptolemaeus. Jenseits des Seidenlandes *Tzinista* (China) gibt es nur noch Meer.

3

Expansionen im europäischen Mittelalter

Der Westen hatte sich inzwischen gründlich verändert. Das weströmische Reich war zusammengebrochen. Durch Verschränkung der Folgen seiner Expansion mit derjenigen der «germanischen» Völker und durch die Mission der römischen Kirche entstand *die Christenheit oder Europa*, eine lateinische Welt mit Schwerpunkt nördlich der Alpen, die wir im Rückblick *Lateineuropa* nen-

I Grundlagen der neuzeitlichen europäischen Expansion

nen können. Dieses frühmittelalterliche Europa kannte zwar auch einen Fernhandel, aber seine Nachfrage nach Gütern des gehobenen Bedarfs war nicht entfernt mehr mit derjenigen der antiken Städtewelt zu vergleichen.

Deren Erbe hatte Byzanz angetreten, das auch eine wichtige Vermittlerrolle für den Westen spielte; neben dem Juden ist der «Syrer» der Fernhändler des frühmittelalterlichen Abendlandes. Aber auch Byzanz hatte kaum mehr direkten Kontakt mit dem Osten. Justinians Versuch, zwecks Umgehung des persischen Zwischenhandelsmonopols für Seide vom Golf von Akaba aus die Rote-Meer-Route neu zu beleben, verlief wenig erfolgreich. Aber es gelang, das Geheimnis der Seidenerzeugung zu entdecken und eine eigene Produktion zu beginnen. Angeblich sollen Mönche in hohlen Stäben Seidenraupen oder deren Eier aus dem Osten mitgebracht haben.

Doch kaum war Lateineuropa zustande gekommen, da expandierten die Europäer ihrerseits. Im europäischen Mittelalter können wir vier Expansionswellen unterscheiden, die teilweise zusammenhängen und sich überschneiden: 1. die Wikinger, 2. die Kreuzzüge, 3. Landesausbau und Ostsiedlung, 4. das italienische Handels- und Kolonialsystem. Alle haben wichtige Spuren hinterlassen; nachhaltig gewirkt und überdauert haben aber nur der Landesausbau und die Ostsiedlung, für die sich sogar eine Kontinuität zur Europäisierung und Kontinentalexpansion Russlands behaupten lässt. Bezeichnenderweise war diese erfolgreiche Expansion die einzige über Land. Die übrigen drei waren maritim; sie sind gescheitert oder einfach ausgelaufen.

Strenggenommen gehörten die Wikinger anfangs noch gar nicht zum christlichen Europa, sondern fielen als heidnische Eindringlinge darüber her. Vom 6. bis 11. Jahrhundert suchten die Schiffe der drei skandinavischen Völker Europas Küsten heim. Doch als diese Aktivitäten im 9./10. Jahrhundert auf dem Höhepunkt waren, war die Integration der Skandinavier in das christliche Europa bereits im Gange. Bis ins 12. Jahrhundert entstanden auch in Dänemark, Norwegen und Schweden christliche Gesamtkönigreiche durch eine von der Christianisierung gestützte Reichsbildung. Längst erschöpften sich Wikingerexpeditionen nicht mehr in Raubzügen, sondern gingen zur Herrschaftsbildung und Ansiedlung über. Skandinavier besiedelten die verschiedenen Inselgruppen von Schottland bis Island und Grönland. Dänen und Norweger eroberten Teile der britischen Inseln und ließen sich dort nieder. Eine Gruppe erhielt vom westfränkischen König die *Normandie* als Herzogtum, mit bedeutenden Nachwirkungen. Denn diese *Normannen* eroberten 1066 England, während andere von ihnen sich im 11./12. Jahrhundert ein sizilianisch-süditalienisches Reich schufen, beides politisch hoch entwickelte und für die weitere Geschichte Europas wichtige Gemeinwesen. Außerdem drangen die Wikinger

als bewaffnete Kaufleute über die Flusssysteme Osteuropas bis Konstantinopel vor. Der byzantinische Kaiser unterhielt länger als ein Jahrhundert eine Leibgarde aus so genannten «Warägern». Diese waren aber mit Herrschafts- und Reichsbildung selbst erfolgreich. Denn nicht nur Nowgorod, sondern vor allem *die Rus*, das war das Fürstentum Kiew, die Keimzelle des späteren Russland, gingen auf sie zurück.

Die Wikinger hatten dann und wann auch Kontakte mit Moslems. Die drei späteren europäischen Expansionswellen hingegen bekamen es in höchst unterschiedlicher und wechselnder, meist aber ziemlich intensiver Weise mit insgesamt drei Varianten asiatischer Expansion zu tun, 1. der islamischen, 2. der mongolischen, 3. der chinesischen. Deren Interaktion mit den Europäern konnte auf massive Konfrontation hinauslaufen, aber auch auf beträchtliche gegenseitige Bereicherung. Auf Dauer überlebt hat von jenen Bewegungen nur der expandierende Islam als missionarische Religion mit universalem Anspruch, freilich mehr noch als Europa mit wechselnden Orten und Trägern sowie schwankender Intensität der Ausbreitung. Dennoch sind die Europäer bis zum Ende ihrer Expansion in verschiedenen Teilen der Welt immer wieder auf den Islam gestoßen, dabei nicht selten als Gegner.

Im Jahre 622 übersiedelte der Prophet Mohammed nach Medina. Das wurde zum Ausgangsjahr der islamischen Zeitrechnung – bis heute. Zwischen 634 und 642 bemächtigten sich die Araber des Nahen Ostens einschließlich Persiens und Ägyptens. Eine zweite Expansionswelle Anfang des 8. Jahrhunderts führte sie über Nordafrika nach Spanien und bis ins Frankenreich. Ost-, Süd- und Westküsten des Mittelmeeres waren in ihrer Hand. Im 9. Jahrhundert wurde Sizilien besetzt, im zehnten die Balearen. Streifzüge suchten regelmäßig die Küsten der christlichen Länder heim. Sogar in den Westalpen konnten sich zeitweise *Sarazenen* festsetzen. 717 standen sie zum ersten Mal vor den Toren Konstantinopels. Ihre immer wiederkehrenden Konflikte mit Byzanz beeinträchtigten dessen Handel erheblich. Nicht dass sie die Versorgung des Abendlandes mit den Gütern des Ostens unterbrochen hätten, aber sie nahmen das Geschäft ganz in eigene Hände und diktierten die Preise. Das war die neue Konstellation, die das Mittelalter kennzeichnet. An die Stelle des Direktverkehrs mit Indien tritt das Monopol der Moslems als Zwischenhändler.

Doch diese Lage der Dinge änderte sich seit dem 11. Jahrhundert. Die islamische Welt war längst in sich gespalten. Das Weltreich der abbasidischen Kalifen von Bagdad, das im 8. und 9. Jahrhundert blühte, hatte sich in Regionalherrschaften aufgelöst. In Spanien und Ägypten waren sogar konkurrierende Kalifate entstanden. Im Nahen Osten spielten seit dem 10. Jahrhundert muslimische Turkvölker eine immer größere Rolle. Die Christen hatten die

I Grundlagen der neuzeitlichen europäischen Expansion

Kontrolle über das westliche Mittelmeer zurückgewonnen. Die aufstrebenden italienischen Handelsstädte suchten und erhielten Privilegien zur Errichtung von Lagerhäusern und Kaufmannskolonien in byzantinischen und islamischen Häfen.

Die Kreuzzüge begünstigten diese Entwicklung und verschafften sich gewaltsam Zugang zu Endpunkten asiatischer Handelsstraßen. Die Kreuzzugsbewegung in den Nahen Osten nach Jerusalem dauerte von 1096 bis 1291 und hatte ihren Höhepunkt im 12. Jahrhundert. 1147 war vom *Vorschieben der Grenzen der Christenheit nach Osten* die Rede! Tatsächlich kam es zur Errichtung der christlichen Königreiche Jerusalem und Zypern, des Fürstentums Antiochia sowie der Grafschaften Edessa und Tripolis, wobei französische Adelige die führende Rolle spielten. Im 12. Jahrhundert folgte eine beträchtliche Einwanderung von «Glücksrittern» aus Westeuropa, die zuhause nur noch geringe Chancen zur Existenzgründung hatten. Möglicherweise spielten die Kreuzzüge für die Franzosen in dieser Hinsicht eine ähnliche entlastende Rolle wie die Ostsiedlung für die Mitteleuropäer. Allerdings war im 13. Jahrhundert alles schon wieder zu Ende. 1291 fiel die Küstenfestung Akkon, die letzte Hauptstadt des Königreichs Jerusalem. Nur Zypern blieb christlich und wurde erst im 16. Jahrhundert von den Osmanen erobert.

Was auch immer das Gewicht sozialer und wirtschaftlicher Motive und Ziele neben den unbestreitbaren religiösen einer bewaffneten Pilgerschaft ins Heilige Land gewesen sein mag, fest steht, dass die Ereignisse nach der Errichtung christlicher Herrschaften in Palästina und Syrien auch von handelspolitischen Erwägungen bestimmt wurden. Das gilt für die Moslems so gut wie für die italienischen Seestädte. Die gesamte Ostküste des Mittelmeers und damit die Endpunkte der Karawanenstraßen in christlicher Hand – das bedeutete eine gefährliche Konkurrenz für die Ägypter. Und der Versuch christlicher Abenteurer, bis zum Roten Meer in den Bereich des ägyptischen Seehandelsmonopols vorzudringen, wurde nicht zufällig von Sultan Saladin, dem großen Gegner der *Franken*, mit besonderer Härte abgeschlagen. Kämpfe wechselten freilich mit friedlichen Arrangements, deren Protagonisten die Italiener waren. Dennoch waren Direktkontakte der christlichen Europäer mit Indien und den Ländern des Fernen Ostens zunächst so wenig möglich wie engere Kulturkontakte mit der Welt des Islam. Die historisch überaus wichtigen kulturellen Anregungen der arabischen Welt gelangten weit eher über Sizilien und vor allem über Spanien nach Europa.

Weil das durch die Kreuzzüge stimulierte Interesse am Osten auf unzureichende Information stieß, trat in der Vorstellung, die sich Europa von Asien bildete, die phantastische Komponente stärker in den Vordergrund. Diese Ent-

wicklung darf keinesfalls unterschätzt werden, vermögen doch bisweilen Phantasien in der Geschichte eine stärkere Antriebskraft zu entfalten als Realitäten! Selbstverständlich lebten die realistischen Informationen weiter, die letztlich auf Plinius zurückgingen. Selbst in den romanhaftesten Berichten hinterließen sie Spuren. So war man sich im mittelalterlichen Europa zum Beispiel durchaus darüber im Klaren, dass Indien das Land ist, wo der Pfeffer wächst! In erster Linie galt Indien aber als das Land der großen Abenteuer des Alexanderromans und das Land der Märchen – Märchen, die zum Teil sogar aus Indien stammen. Für diese Zeit lässt sich ja bereits Genaueres über die Wanderung von Märchen- und Sagenstoffen aus dem Osten in den Westen sagen. Schließlich konnte Indien als eine Art Schlaraffenland in räumliche und sachliche Nähe zum irdischen Paradies rücken. Kosmas der Indischschiffer hatte hier noch säuberlich Distanz gehalten.

Das war leicht möglich, weil die geographischen Vorstellungen und Begriffe verschwommen waren. Selbst der weit gereiste und sachlich gut informierte Dominikaner Jordan unterschied in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts Kleinindien von Großindien und dem dritten Indien in Ostafrika. Dabei dürfte es sich um eine Verzerrung der spätantiken Vorstellung von den drei Teilen Indiens (analog zu Cäsars Gallien) handeln: 1. das heutige Nordindien, 2. ein Teil, der von Äthiopien nur mit dem Schiff zu erreichen war, wahrscheinlich das heutige Südindien, 3. ein Indien am Ende der Welt, das moderne Hinterindien. So wurde schließlich das Reich des sagenhaften christlichen Priesterkönigs Johannes in Äthiopien lokalisiert – eine Vorstellung, die zum Verständnis der Ziele des portugiesischen Vordringens rund um Afrika wichtig ist.

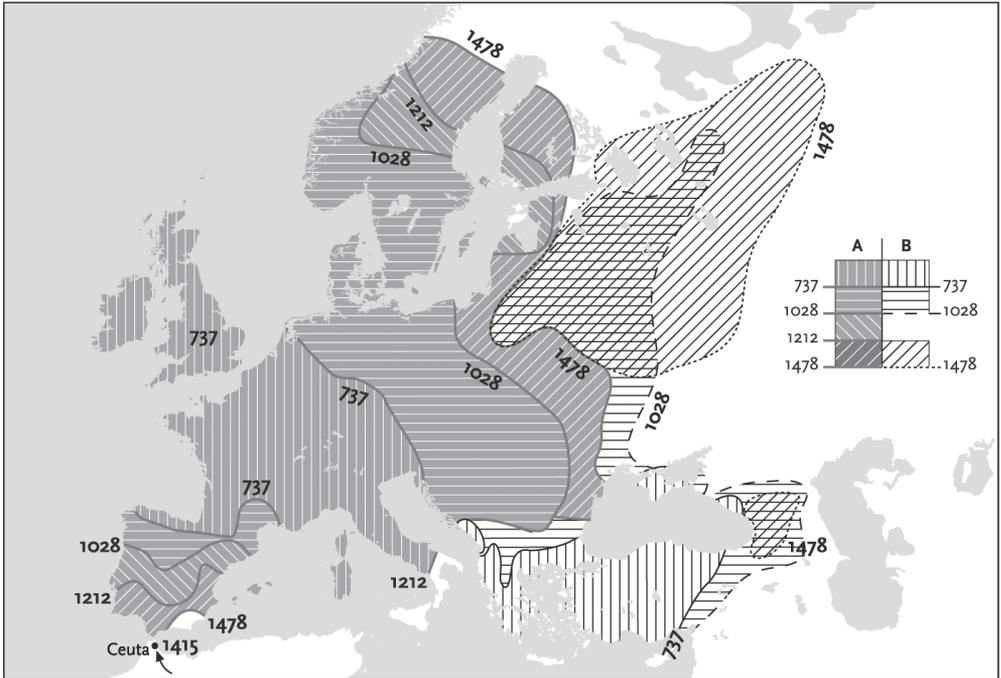
Mit dieser Legende vom Priester Johannes hat sich dem Begriff *Indien* seit dem 12. Jahrhundert ein neuer Komplex höchst folgenreicher Vorstellungen angelagert. Ausgangspunkt waren vage Informationen über Christen im Rücken des moslemischen Erbfeindes, die auf die Ausbreitung des nestorianischen Christentums durch Innerasien bis nach China zurückgeführt werden können. Als das kurzlebige Reich der Kara-Kitai aus Ostturkestan 1141 bei Samarkand einen spektakulären Sieg über die dortigen Moslems errang, wurde daraus bei den syrischen Christen im Handumdrehen ein Erfolg von Glaubensbrüdern, obwohl diese Kara-Kitai nur teilweise Christen waren. Der Geschichtsschreiber Otto von Freising traf 1145 in Viterbo einen syrischen Bischof, der ihm erzählte, ein christlicher Priesterkönig Johannes aus einem Land jenseits von Persien habe die Moslems besiegt und sei zur Unterstützung Jerusalems aufmarschiert, habe aber den Tigris mit seinem Heer nicht überschreiten können. Zwischen 1165 und 1170 erhielten der Papst, der römische und der byzantinische Kaiser einen Brief zugestellt, in dem dieser Johannes die musterhafte Regierung seines

I Grundlagen der neuzeitlichen europäischen Expansion

Reiches und dessen aus den üblichen Indienphantasien wohlbekannte Wunder schildert. Obwohl heutige Forscher diesen Brief eher unter utopische oder zeitkritische Traktate einreihen möchten, wurde er von den Zeitgenossen doch so ernst genommen, dass Papst Alexander III. 1177 eine Antwort abgehen ließ.

Kein Wunder, dass die Mongolen, die im 13. Jahrhundert unter Dschingis Khan und seinen Nachfolgern ihr Weltreich errichteten und dabei die vorderasiatischen Moslems niederwarfen – 1258 fiel ihnen der letzte Kalif von Bagdad zum Opfer –, zunächst mit dem Priesterfürsten Johannes oder seinem angeblichen Nachfolger David identifiziert wurden. *Can grande, Großkhan*, nannte sich noch im 14. Jahrhundert großspurig und programmatisch ein italienischer Stadtherr aus dem Hause della Scala. *Khagan* oder *Großkhan* war der traditionelle Titel der Herrscher von Großreichen innerasiatischer Nomaden. 1206 soll der Mongole Temüdschin ihn anlässlich des Zusammenschlusses mongolischer Stämme unter seiner Herrschaft erhalten haben. Als Dschingis Khan konnte er sich dank einer hocheffizienten Militärorganisation und einer rücksichtslosen Terrorpolitik Innerasien von Nordchina bis Turkestan unterwerfen. Seine Erben teilten das Reich unter sich auf, aber unter der Oberhoheit eines Großkhans aus ihren Reihen. Im 13. Jahrhundert unterwarfen sie den russischen Raum, den Nahen Osten und den Rest Chinas. Im Südwesten geboten ihnen die ägyptischen Mamluken Einhalt, als sie ihnen 1260 unweit von Jerusalem eine Niederlage bereiteten. Im Osten scheiterten zwei See-Expeditionen gegen Japan. Aber sie eroberten Teile des festländischen Südostasien und beeinflussten sogar den indischen Subkontinent.

Das mongolische Weltreich, das größte, das es jemals gegeben hat, bestand hinfort aus vier Blöcken: Russland und Westsibirien kontrollierte die sogenannte *Goldene Horde* mit Zentrum in Saraj an der Wolga. Ihre Herrscher traten bald zum Islam über. Im 14. Jahrhundert zerfiel dieses Khanat und seine bisherigen Tributsammler, die Großfürsten von Moskau konnten Unabhängigkeitsstreben riskieren. Im 16. Jahrhundert sollten sie sich dann im Zuge ihrer imperialen Expansion die letzten Nachfolgereiche der Goldenen Horde unterwerfen. Das Khanat Tschagatai umfasste Zentralasien. In der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts wurde es zum Zentrum eines kurzlebigen Imperiums unter Timur oder Tamerlan (gest. 1405) mit dem Zentrum Samarkand. Timur, der ebenfalls Moslem war, siegte über die Goldene Horde, über die Osmanen und stieß bis Nordindien vor. Vor allem aber vernichtete er die Restbestände eines weiteren Teils des ursprünglichen Großreichs, der seit 1335 im Zerfall begriffenen Herrschaft der Ilkhane über Iran und Irak, die um 1300 ebenfalls Muslime geworden waren. Timurs sunnitische Nachkommen blieben bis zur Machtübernahme der schiitischen Safawiden 1507 Herren Irans. Außerdem



Expansion des lateinischen (A) und des griechischen (B) Europa

Abb. 2

stammt die indische Moguldynastie von ihnen ab. Der mächtigste Block gruppierte sich im Osten um die Mongolei und China, wo seit Kubilai Khan (1259–1294) die Dschingisiden bis 1368 als Yuan-Dynastie Kaiser waren.

Nach der Eroberung Russlands 1236 bis 1240 fügten die Mongolen 1241 dem Aufgebot Schlesiens und 1241/42 den Ungarn schwere Niederlagen zu. Angeblich war es der Tod des damaligen Großkhans, der den kommandierenden Enkel Dschingis Khans zwecks Wahrnehmung seiner dynastischen Interessen nach solchen Siegen zur Umkehr veranlasste. Warum er sich anschließend mit der Herrschaft über Russland und Sibirien begnügte, wissen wir nicht. Wir können aber festhalten, dass hier zwei Expansionen, die europäische mit Reichsbildung, Landesausbau und Ostsiedlung und die mongolische Reichsbildung zusammenprallten und für geraume Zeit zum Stillstand kamen. Was den Franzosen die Kreuzzüge, das war für Böhmen, Deutsche, Polen, Ungarn und andere der wirtschaftliche und politische Ausbau ihrer Länder. Im Hinblick auf dieses «zweiflügige» Vordringen erscheint der Vorschlag angemessen, die europäische Geschichte des 12. bis 14. Jahrhunderts insgesamt unter das Kennwort *Expansion* zu stellen.

I Grundlagen der neuzeitlichen europäischen Expansion

Auf deutsche Eroberungen einerseits, Reichsbildung in Skandinavien, Polen, Böhmen, Ungarn und Kroatien andererseits mit Schwerpunkt im 10. Jahrhundert folgte unter Bevölkerungsdruck seit dem 11. der innere Landesausbau mit der Gewinnung von Neuland und der Gründung von Dörfern und Städten. Im 12. Jahrhundert schloss sich daran die sogenannte *deutsche Ostsiedlung* an, die Neuansiedelung von Bauern und die Gründung von Städten deutschen Rechts. Sie führte zu einer Vergrößerung des Reiches um ein Drittel, machte aber nicht an den Reichsgrenzen halt, sondern erstreckte sich auf Initiative der betreffenden Fürsten seit dem 13. Jahrhundert auch auf Polen, Böhmen und Ungarn. Die ersten Siedler waren sowieso keine Deutschen im engeren Sinn, sondern kamen aus den überfüllten Niederlanden. Insgesamt handelte es sich um entwicklungspolitisches Anwerben von Siedlern als Träger der wirtschaftlichen und rechtlichen Errungenschaften des Westens, wobei Herkunftsgesichtspunkte keine große Rolle gespielt haben dürften. Das nationale Etikett verdankt die deutsche Ostsiedlung erst dem 19./20. Jahrhundert.

Nach den Niederlagen der Schlesier und der Ungarn hatte man im Abendland zwar erkennen müssen, dass die Mongolen keine Christen waren. Aber päpstliche Abgesandte zum Großkhan forschten nebenher immer noch nach dem Priester Johannes. Der erste päpstliche Beauftragte, der Franziskaner Giovanni di Piano Carpini, kam 1246 zum Großkhan Kujük nach Karakorum in der Mongolei und übergab ein Schreiben, das den Khan aufforderte, sich zu bekehren und Frieden zu halten. Wir besitzen zwei knappe Reiseberichte, von di Piano Carpini und einem seiner Begleiter. 1920 wurde im Vatikanischen Archiv ein Schreiben gefunden, in dem der Khan es dem Papst mit gleicher Münze heimzahlte: Er schickte ihm einen Unterwerfungsbefehl.

Ludwig IX., der Heilige, von Frankreich befand sich wenig später auf seinem unglücklichen Ägyptenkreuzzug und suchte Verbündete im Rücken der Moslems. Eine Dominikanermission in den Hauptort Karakorum in seinem Auftrag endete kläglich. 1253/54 folgte in halboffiziellem Auftrag des Königs der flämische Franziskaner Wilhelm von Rubruk, wichtig nicht wegen irgendwelcher Erfolge, die auch ihm versagt blieben, sondern als scharfer Beobachter, der uns eine ausführliche Darstellung seiner Reise hinterlassen hat. Wir erfahren daraus auch, dass es damals nicht wenige Europäer am Hof des Khans gegeben hat. Rubruk hat eine Fülle zutreffender Beobachtungen zur Topographie, Landes- und Völkerkunde des damaligen Asien beigesteuert und beiläufig erste präzise Angaben über China als Seidenland geliefert, einschließlich der Nachricht, dass die Chinesen Papiergeld verwenden, für die häufig Marco Polo die Priorität zugeschrieben wird. Rubruk berichtet auch von einem Glaubensgespräch mit Buddhisten und Daoisten.

Dschingis Khan selbst hatte 1211 mit der Eroberung Chinas begonnen, bis 1234 wurde das nordchinesische Kin-Reich vernichtet, 1267 bis 1279 auch das südliche Song-Reich erobert. Kubilai Khan übernahm in Personalunion die Rolle des chinesischen Kaisers und verlegte den Regierungssitz des Großkhans von Karakorum nach Khanbalik (Peking). Ungeachtet der gar nicht seltenen Auseinandersetzungen zwischen den mongolischen Teilreichen bildet Kubilais Regierungszeit doch den Höhepunkt des Reichsverbandes, der sich damals von Syrien und den Karpaten bis zum Stillen Ozean erstreckte. Trotz der modernen Rede von der *Pax mongolica* herrschte zwar nicht eitel Friede, aber es war doch verhältnismäßig unproblematisch, vom einen Ende Asiens zum andern zu reisen.

Das hatte sofort wirtschaftliche Folgen: Angeblich gab es seit 1257 im Mittelmeergebiet wieder chinesische Seide zu kaufen. In Italien erreichte um dieselbe Zeit die sogenannte Handelsrevolution ihren Höhepunkt. Mit neuen Organisationsformen (Kapitalgesellschaften, Seeversicherung) und Techniken (Wechselverkehr, Buchhaltung, Karte und Kompass, Schifffahrt im Winter) schufen die italienischen Städte ein expandierendes Handelsnetz für Güter verschiedenster Art. Es wurde jetzt Teil eines Welthandelssystems, das dank der günstigen Klima- und Umweltbedingungen von Newcastle oder gar von Grönland bis nach Peking reichte. Es bestand aus drei weiter untergliederten Handelskreisen: Neben dem europäischen der Italiener gab es den vorderasiatischen sowie den süd- und ostasiatischen zwischen Indien und China; die beiden letzteren wurden aus chinesischer Perspektive zusammenfassend als *maritime Seidenstraße* charakterisiert. Die verschiedenen Teile des Gesamtsystems blieben aber weitgehend segmentiert und waren an bestimmten, wechselnden Umschlagplätzen wie Hormuz oder Melaka, die neuerdings *Emporia* genannt werden, miteinander verknüpft.

Der europäische Handelskreis war an drei Stellen an den vorderasiatischen angekoppelt: 1. in den Häfen an der Nordküste des Schwarzen Meeres an die innerasiatischen Karawanenstraßen, 2. in den Häfen Syriens und Palästinas an die Karawanenstraßen nach Irak, von wo man dann entweder im Persischen Golf den Seeweg wählen oder zu Land weiter nach Osten reisen konnte, 3. in Alexandria an den ägyptischen Zwischenhandel, der den Europäern aber jede eigene aktive Beteiligung verwehrte. Von den beiden rivalisierenden Hauptseemächten Italiens unterstützte Genua die byzantinische Rückeroberung des lateinischen Kaiserreichs, das die venezianische Konkurrenz mittels Umleitung des 4. Kreuzzugs 1204 in Konstantinopel errichtet hatte. Infolgedessen hatten die Genuesen hinfort eine sehr starke Stellung mit ihren Städten Pera und Galata neben Konstantinopel (heute Stadtviertel von Zentral-Istan-

I Grundlagen der neuzeitlichen europäischen Expansion

bul) und am Nordrand des Schwarzen Meeres in Kaffa. Bis 1566 konnten sie sich außerdem die Insel Chios mit ihrer lukrativen Alaun- und Mastixproduktion als Kolonialbesitz sichern. Die Venezianer kontrollierten den Handel mit Alexandria und konnten von ihrer Beute aus dem Jahr 1204 Kreta bis 1669 halten. Im Königreich Zypern rivalisierten sie mit Genua um die Kontrolle, bis sie die Insel 1489 als Erbe einer venezianischen Königs Witwe übernehmen konnten; erst 1571 wurde Zypern von den Osmanen erobert.

Die Venezianer verstanden es auch, rasch wieder am Schwarzen Meer Fuß zu fassen. Das war für sie u. a. wegen des lukrativen Sklavenhandels mit Ägypten unverzichtbar. Neben Tana an der Donnmündung war Soldaia (Sudak) auf der Krim ihr Hauptstützpunkt; er galt schließlich als einer der größten Häfen der Welt. Von 1261 bis 1269 unternahmen die Venezianer Niccolò und Maffeo Polo eine Handelsreise bis nach China. 1271 verließen sie Italien erneut und nahmen Niccolòs siebzehnjährigen Sohn Marco mit. Dieses Mal reisten sie über Persien nach Innerasien. Erst 1295 kamen sie nach langjährigem Aufenthalt am Hof Kubilais wieder nach Hause.

Eine solche Reise war unter den damaligen Bedingungen sicher nichts Einmaliges. Außergewöhnlich und von Bedeutung für die weitere Geschichte wurde sie erst durch eine zufällige Folge. Anlässlich einer Auseinandersetzung mit Venedigs ständiger Rivalin Genua geriet Marco Polo in Gefangenschaft. In genuesischer Haft diktierte er 1298 seine Erlebnisse in Asien einem Mitgefangenen, der sie als professioneller Romanschreiber, der er war, in der französisch-italienischen Mischsprache festhielt, die damals für derartige Produkte üblich war. Inhaltlich freilich sind Marco Polos Angaben, auch wo er sich auf Informationen aus zweiter Hand stützen musste, in der Regel von erstaunlicher Zuverlässigkeit. So wurde er längerfristig zum eigentlichen Entdecker Chinas für das Abendland. Alexander von Humboldt hat ihn sogar den *größten Landreisenden aller Jahrhunderte* genannt. Da er einheimische Sprachen erlernte und sich der Gunst Kubilais erfreute, konnte er China und andere Teile Asiens recht genau wahrnehmen. Zwei große Reisen führten ihn durch den Westen des Reiches nach Birma und durch den Osten nach Fujian. Die Heimreise, die bis Persien auf dem Seeweg stattfand, ermöglichte es ihm auch, einen Teil der Ränder des Indischen Ozeans aus eigener Anschauung kennenzulernen.

Das ursprünglich nicht untergliederte Werk schildert zunächst die erste Reise der Polos, dann summarisch die zweite Reise, den Empfang beim Khan und die Rückkehr. Darauf folgt die Schilderung der auf der Hinreise besuchten Gegenden mit verschiedenen Exkursen, etwa über die gefürchtete islamische Mördersekte der Assassinen, über die Geschichte Dschingis Khans oder über die Sitten der Mongolen. Dann wird die Person Kubilai Khans und sein Herr-

schaftssystem beschrieben mit allerlei verschiedenen Angaben über China. Darunter sind die berühmten Informationen über das Papiergeld und die Verwendung von Asbest und von Steinkohle. Anschließend berichtet Marco Polo von den beiden Reisen nach West- und Ostchina mit Reminiszenzen an die jüngsten Feldzüge der Mongolen. Dann werden Japan, Indien und andere Länder am Indischen Ozean behandelt, auch solche, die er nicht selbst besucht hat, wie Madagaskar, Sansibar und Abessinien. Der Abschnitt über Sri Lanka enthält die erste europäische Aufzeichnung der Geschichte des Buddha (nach einer bloßen Erwähnung beim Kirchenvater Hieronymus in *Adversus Jovinianum*, wo er der von einer Jungfrau geborene Lehrer der sogenannten *Gymnosophisten* ist). Marco Polo kommt infolge von Erfahrungen mit dem ostasiatischen Mahayana-Buddhismus zur Einschätzung des Buddhismus als Götzendienst, gelangt aber nichtsdestoweniger zu dem bemerkenswerten Schluss, dass Buddha als getaufter Christ ein großer Heiliger geworden wäre. Das Werk schließt mit Ausführungen über die vorder- und nordasiatischen Mongolenreiche aus zweiter Hand.

Marco Polos Buch hatte ein zwiespältiges Schicksal. Auf der einen Seite schenkten ihm seine Zeitgenossen keinen Glauben. Die über hundert voneinander abweichenden überlieferten Handschriften in mehreren Sprachen beweisen zwar seinen literarischen Erfolg, aber als Unterhaltungslektüre wie die erfundene Reisebeschreibung des Sir John Mandeville, den man den Karl May des 14. Jahrhunderts genannt hat. Weil jedoch derartige Literatur im Mittelalter auch eine gewisse Glaubwürdigkeit besaß, haben manche Informationen Marco Polos schließlich ihre Wirkung ausgeübt. Freilich müssen wir damit rechnen, dass seine Leser dabei eine Auswahl nach eigenem Interesse trafen. Nachweislich haben sie immer besonderen Gefallen an der Schilderung von Macht und Reichtum gefunden, an den goldenen Trinkgefäßen des Hofes, an den silber- und goldverkleideten Wänden des Palastes, an den Jahreseinnahmen von knapp 100 000 kg Gold allein aus Stadt und Provinz Kinsay und an dem fabelhaften Goldreichtum des sagenhaften Japan. Von Columbus zumindest wissen wir, dass er seinen Marco Polo kannte und gründlich auswertete.

Bemerkenswert ist die Schilderung der mongolischen Toleranz in religiösen Dingen, die zwar politisch kalkuliert und dementsprechend keineswegs unbegrenzt, für europäische Begriffe aber doch höchst ungewöhnlich war. In einer lateinischen Textvariante findet sich dazu folgende Feststellung:

Diese Tataren kümmern sich nicht darum, welche Götter in ihren Ländern verehrt werden. Solange man dem Khan treu und ergeben ist und den geforderten Tribut leistet und der Gerechtigkeit nicht zuwider handelt, kann man mit seiner Seele tun, was man will. Es wird nur nicht geduldet, dass man von anderen Göttern übel spricht und andere Menschen in ihrem Glauben behindert (Hart, 109).

I Grundlagen der neuzeitlichen europäischen Expansion

Der Christ Marco Polo fand dergleichen anscheinend eher Anstoß erregend, vor allem wenn Kubilai Synkretismus pflegte und Buddha, Christus, Mohammed und Moses als die vier gleichberechtigten großen Propheten des Tängri, des *allerhöchsten Himmels*, des höchsten Gottes der Mongolen und Chinesen, betrachtete. Auf der anderen Seite aber war Asien stets Quelle einer gewissen Beunruhigung für die christliche Selbstgewissheit Europas geblieben. Es gibt ja eine mittelalterliche Tradition, die an bis zu Herodot zurückreichende antike Berichte über indische Brahmanen anknüpft und sich mit dem Problem herumschlägt, wie diese Philosophen auf rein natürlicher Grundlage ohne Offenbarung angeblich zu einem im christlichen Sinn höherstehenden sittlichen Verhalten gelangen können als die Christen. Nach Auswirkungen auf die Entwicklung der europäischen Toleranzidee können wir allerdings nur fragen; eindeutige Antworten gibt es nicht.

Immerhin scheint die römische Chinamission des 14. Jahrhunderts, die nun einsetzte, in vielen Dingen erheblich weitherziger gewesen zu sein als ihre konfessionalisierte Nachfolgerin in der Neuzeit, und zwar gerade dann, wenn die Letztere in der Hand desselben Ordens der Franziskaner lag wie damals. Nicht nur das Neue Testament und die Psalmen, sondern auch die lateinische Liturgie wurde in die Landessprache übersetzt. 1289 schickte der Papst Giovanni da Monte Corvino zum Großkhan. Da Monte Corvino reiste von Persien auf dem Seeweg, kam 1294 in Khanbalik an und begann unter beträchtlicher Anfeindung durch die Nestorianer mit der Mission. Dennoch konnte er 6000 Taufen spenden und eine Kirche errichten, deren Reste inzwischen gefunden wurden. Um das Christentum bodenständig zu machen, kaufte er nach und nach 150 Knaben zusammen, die er in Liturgie und Kirchengesang, in franziskanischer Lebensweise und im Abschreiben von Büchern ausbildete, wohl um längerfristig einen einheimischen Klerus zu schaffen. Dieses Ziel wurde anscheinend aber nicht erreicht.

Der Papst schickte ihm Verstärkung aus seinem Orden, ernannte ihn 1307 zum Erzbischof von Khanbalik mit den Vollmachten eines Patriarchen und päpstlichen Legaten und mit sechs ihm unterstellten Bischöfen. Näher bekannt ist uns Andrea da Perugia als Bischof der damals wichtigsten chinesischen Hafenstadt Zayton, das mit einer der Hafenstädte der Provinz Fujian gegenüber Taiwan identisch ist, seine Rolle als Weltstadt aber nach der Mongolenzeit verloren hat. Von ihm, von Giovanni da Monte Corvino selbst und einigen anderen Missionaren sind aufschlussreiche Briefe erhalten. Am wichtigsten sind die Aufzeichnungen des Paters Odorico da Pordenone, der zwischen 1322 und 1328 in Nordchina weilte. Er schildert das Missionsmilieu ausführlich und trägt manche interessante Einzelbeobachtung bei, z. B. über das Ver-

schwinden des Polarsterns unter dem Horizont auf der vom Äquator durchschnittenen Insel Sumatra, über die für damalige abendländische Verhältnisse offenbar unerhörte chinesische Sitte, ein Festmahl in einem Gasthaus in Auftrag zu geben, oder über den *Papst der Götzendiener*, den Dalai Lama von Lhasa in Tibet. Insgesamt führt er aber wenig über Marco Polo hinaus.

Nach dem Tod des ersten Erzbischofs 1328 erfahren wir kaum mehr etwas von dieser Mission. In chinesischen Quellen ist davon keine Rede; vielleicht war sie mit ihren Erfolgen allzu eng mit der mongolischen Fremdherrschaft verbunden. 1338 kam jedoch eine Gesandtschaft des Kaiser-Großkhans zum Papst nach Avignon, die auch in diesem Zeitalter fingierter und selbsternannter Gesandtschaften aus fernen Ländern wegen des entsprechend brutalen Tons des erhaltenen kaiserlichen Schreibens als echt gelten muss. Benedikt XII. reagierte mit der Entsendung des Giovanni de Marignolli als Legaten, der 1342 auf dem Landweg Peking erreichte. Sein Empfang beim letzten Kaiser der Mongolendynastie wurde ausnahmsweise in den chinesischen Reichsannalen festgehalten, weil er dem Kaiser, wie von diesem gewünscht, ein europäisches Streitross verehren konnte, das ob seiner ungewöhnlichen Größe und Farbe angestaunt und sogar abgemalt wurde.

Diese Missionare im fernen Osten waren keineswegs von allen Landsleuten isoliert. Es lassen sich nämlich durchaus Europäer, vor allem Italiener, aus dem Laienstand nachweisen, auch wenn solche Nachweise nur auf Zufällen beruhen. Giovanni da Monte Corvino schreibt von einem *dominus Petrus de Lucalongo fidelis christianus et magnus mercator*, der in Peking das Grundstück für den Kirchenbau kaufte und dem Missionar schenkte. Auf der anderen Seite beklagt sich Giovanni bitter über einen lombardischen Chirurgen, der 1303 in Peking eingetroffen sei und die Welt mit unglaublichen Blasphemien gegen das Papsttum, den Franziskanerorden und die Verhältnisse im Abendland verpeste. Wir können von regelrechten Europäerkolonien ausgehen. 1951 wurde beim Abbruch der alten Stadtmauer von Hangzhou, einer Hafenstadt südwestlich von Shanghai, in einem Mauerteil, der aus dem Jahre 1357 stammt und neben dem alten Fremdenviertel der Stadt verlief, ein christlicher Grabstein mit stilreiner lateinischer Inschrift für eine Katarina Vilioni gefunden. Er enthält außerdem christliche Darstellungen, die Madonna mit Kind und Szenen aus der Katharinenlegende, diese aber in chinesischem Stil. Es dürfte sich um ein Mitglied der aus anderen Dokumenten bekannten genuesischen Kaufmannsfamilie Vilioni gehandelt haben. Das Stück blieb nicht das einzige. Offensichtlich dominierten die Italiener und unter diesen die Genuesen, vielleicht getrieben von den zunehmenden Schwierigkeiten, die dem Handel im Nahen Osten begegneten.

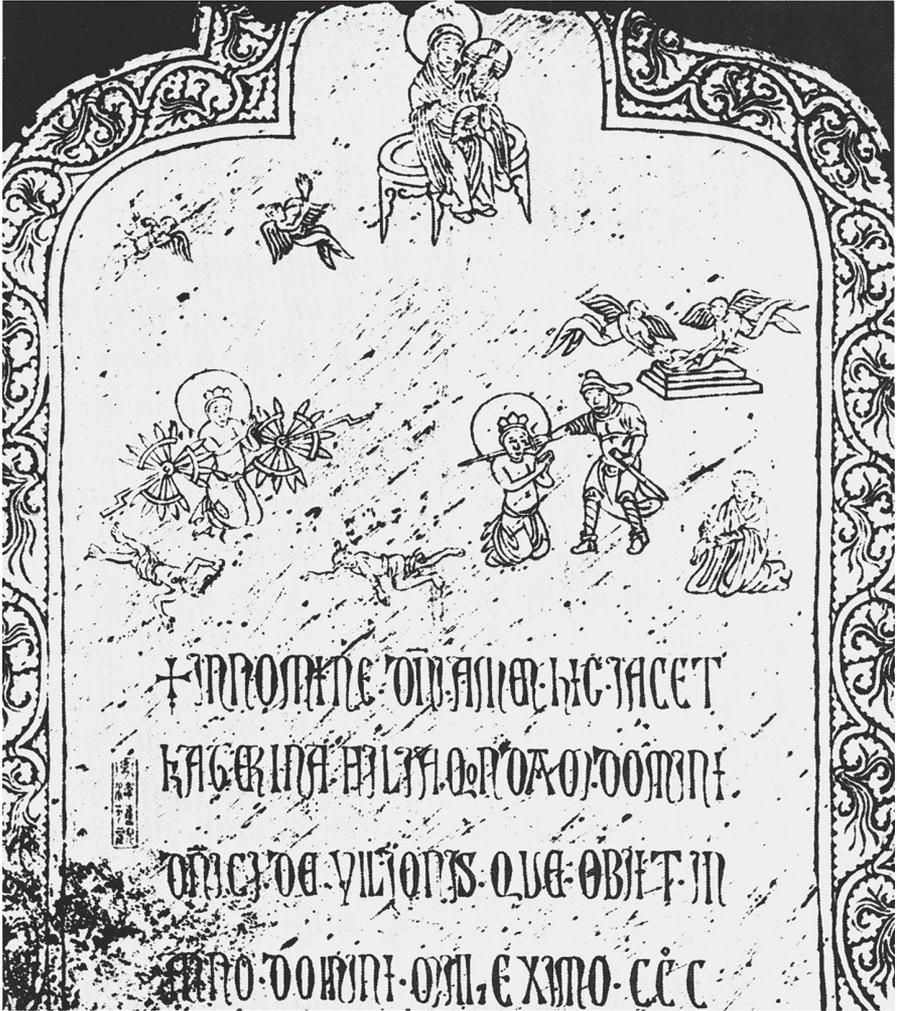


Abb. 3 Christlicher Grabstein von Hangzhou (1342)

1291 fiel die letzte Kreuzfahrerfestung Akkon in die Hand der ägyptischen Mamluken. Im Zwischenhandel waren damit die Verhältnisse vor den Kreuzzügen wiederhergestellt. Ein päpstliches Handelsembargo gegen Ägypten verstärkte den Anreiz, den ägyptischen Zwischenhandel auf irgendeinem direkten Weg nach Osten zu umgehen. In diesen Zusammenhang dürfte der erste Versuch gehören, durch Umschiffen Afrikas nach Indien zu gelangen, der bezeichnenderweise ebenfalls 1291 und von Genuesen, den Brüdern Ugolino und Vadino Vivaldi, mit kräftiger Unterstützung maßgebender Kreise der Republik unternommen wurde. Ihre Absicht war es, *durch den Ozean*

nach den indischen Ländern zu fahren und dort nützliche Waren einzuhandeln. Offenbar sind sie gescheitert. Leider waren die genuesischen Kaufleute aber auch im Falle des Gelingens sehr viel schweigsamer als Marco Polo. Nur mühsam hat man aus Notariatsarchiven die eine oder andere Orientreise rekonstruieren können.

Hingegen hat uns ein Agent des Florentiner Handelshauses Bardi, Francesco Balducci Pegolotti, ein trockenes Handbuch für den praktischen Kaufmann hinterlassen, *La pratica delle mercatura*, das zur Blütezeit des Asienhandels zwischen 1310 und 1340 verfasst worden ist und daher auch über den Fernen Osten Auskunft gibt. Der ursprüngliche Titel *Libro di divisamenti di paesi e di misure di mercanzie* wird dem Inhalt besser gerecht, denn der Leser erhält detaillierte Auskunft über die einzelnen Länder und ihre Verkehrswege, die jeweiligen Handelsbräuche und das zweckmäßigste Verhalten, die angebotenen und nachgefragten Waren und die Maße und Gewichte. Der Landweg von Tana auf der Krim bis China galt als vollkommen sicher. Dem Kaufmann wird geraten, Leinwand mitzunehmen, diese unterwegs gegen Silber zu verkaufen und dieses mit nach China zu nehmen. Dort werde alles Silber von Staats wegen eingezogen und dem Kaufmann der Gegenwert in Papiergeld ausgehändigt, womit er die begehrte Seide erwerben könne. Deren Transportkosten werden sorgfältig kalkuliert und verschiedene Detailratschläge erteilt, etwa dass es von Vorteil sei, sich den Bart wachsen zu lassen, oder wie man weibliche Begleitung für die Reise bekommen könne.

Dieses prosperierende Handelssystem und mit ihm die Mission, ja fast alle direkten Beziehungen Europas zu fernerer Gegenden Asiens brachen um die Mitte des 14. Jahrhunderts beinahe schlagartig zusammen. Bereits zu Beginn des Jahrhunderts zeichneten sich Abschwungssymptome ab. Die weltweite Epidemie des *Schwarzen Todes* 1346 bis 1348, die aus den asiatischen Mongolenreichen gekommen war, und ihre Nachwehen führten in Europa zu einem beträchtlichen Bevölkerungsrückgang und einer veränderten Marktstruktur. Heftige Kriege in Europa und Asien verschärften die Situation noch. Vor allem wurde in China die mongolische Fremdherrschaft 1368 von der streng nationalen und daher zur Fremdenfeindlichkeit geneigten Ming-Dynastie abgelöst. 1371 schickte der neue Kaiser persönlich den letzten europäischen Kaufmann nach Hause. Die Mission hatte anscheinend nur Mongolen und andere Fremdvölker, aber kaum Chinesen bekehrt und war daher ebenfalls am Ende. Bis zum 16. Jahrhundert gab es keine Europäer mehr in China.

Auch die Reiseroute war nun unsicher geworden. Das mongolische Weltreich war zerfallen; zwischen seinen Nachfolgestaaten herrschte häufig Krieg. Die daneben immer mächtiger werdenden Osmanen hatten auch keinen

I Grundlagen der neuzeitlichen europäischen Expansion

Grund, den direkten Asienhandel der Europäer zu fördern. Die italienischen Handelsniederlassungen im östlichen Mittelmeerraum gingen langsam aber sicher an sie verloren. Die Grenzen des italienischen Handelssystems wichen zwischen 1348 und 1453, der Eroberung Konstantinopels durch die Türken, von Peking nach Täbris in Persien und schließlich bis Konstantinopel zurück. Das Reich Timurs, das sich von Russland und Anatolien bis nach Zentralasien und Nordindien erstreckte, zerfiel nach dessen Tod; es hatte die osmanische Expansion nur kurzfristig verlangsamt. Der islamische Zwischenhandel hatte erneut das Heft in der Hand, wobei das Mamluken-Sultanat Ägypten vielleicht noch am sichersten war, aber einen reichlichen Anteil an den Profiten beanspruchte und so die Preise erhöhte.

Es gab noch europäische Asienreisende, aber bei der Lektüre ihrer Berichte gewinnt man den Eindruck, als habe sich notgedrungen auch der Stil des Reisens geändert. Zwischen 1419 und 1444 bereiste der venezianische Kaufmann Niccolò Conti die Küsten Indiens und Hinterindiens sowie Sumatra und Java. Dort hörte er von den Muskat- und Nelkeninseln weiter im Osten, von Amboina und dem Banda-Archipel, aber mit dem bezeichnenden Zusatz, dass die Schifffahrt dorthin äußerst gefährlich sei. Er berichtet eine Fülle interessanter und meistens zutreffender Details über die Sitten der Inder und Indonesier. In Birma ist vom Hörensagen von China hinter den Bergen die Rede. Contis Bericht ist aber nur deswegen auf uns gekommen, weil er auf der Rückreise in Ägypten – also bei den Inhabern des Zwischenhandelsmonopols – gezwungen wurde, Moslem zu werden und deswegen um päpstliche Absolution nachsuchte. Aus diesem Anlass brachte der päpstliche Sekretär Poggio Bracciolini, ein berühmter Humanist, Contis Erlebnisse zu Papier und nahm sie später in seine Schrift *De Varietate Fortunae* (1448) auf. Damit war sie auch portugiesischen Informationssammlern zugänglich.

Solche Unannehmlichkeiten blieben anderen Reisenden erspart, die als Gesandte nach Asien kamen. Bis nach China gelangte allerdings niemand mehr. Doch die Venezianer schickten mehrfach Botschafter zu den damaligen Herrschern Persiens, um eine zweite Front im Rücken der Osmanen aufzubauen. Caterino Zeno, Josafa Barbaro und Ambrogio Contarini haben von solchen Reisen in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts berichtet. Aber auch Zar Iwan III. von Russland bemühte sich um Persien, um das Khanat Kasan an der mittleren Wolga in die Zange nehmen zu können. Zwischen 1468 und 1474 kam der Russe Athanasius Nikitin bis nach Nordindien.

Kaufleute mochten ohne Verleugnung ihres Glaubens durchkommen, gingen aber erhebliche Risiken ein, wie der Genuese Geronimo di Santo Stefano Ende des 15. Jahrhunderts erfahren musste. Nachdem er die Beschlagnahmung

seiner Waren zweimal mit knapper Not abgewendet hatte, verlor er schließlich alles bei einem Schiffbruch. Der Bologneser Abenteurer Lodovico di Varthema, dessen ebenso sachlicher wie spannender Bericht erstmals 1510 in Rom im Druck erschien, zog es von vorneherein vor, sich als Moslem zu gebärden. So konnte er zwischen 1503 und 1508 nicht nur von Syrien nach Mekka und Süd-arabien gelangen, sondern Vorder- wie Hinterindien und Indonesien einschließlich der Banda-Inseln und der Molukken besuchen. Er erwarb genaue Kenntnisse über Gewürze und Gewürzhandel, die ihm zugutekamen, als er schließlich zu den inzwischen in Indien eingetroffenen Portugiesen flüchten musste. Vizekönig und König wussten seine Informationen zu schätzen und verliehen ihm die Ritterwürde.

Der Informationsstand des europäischen Mittelalters über Asien war aber trotz Beteiligung an dem vorübergehenden Welthandelssystem viel bescheidener als derjenige Varthemas und der Portugiesen im frühen 16. Jahrhundert. Hier müssen wir noch einmal auf die erdichteten Reisen von Sir John Mandeville (1366) zurückkommen, wegen der unscharfen Grenzen zwischen Dichtung und Wahrheit einerseits, der universalen Verbreitung dieses in alle Sprachen übersetzten Buches andererseits. Natürlich wimmelt es von Fabeln und Monstren und stellt gemäß dem traditionellen Interesse der Leserschaft das Heilige Land in den Mittelpunkt. Es geht aber auch ganz selbstverständlich von der Kugelgestalt der Erde aus und enthält treffende Informationen über Asien, die Mandeville den Reiseberichten der Missionare, vor allem Odorico da Pordenone und höchstwahrscheinlich auch Marco Polo entnommen hat. Auch Giovanni da Piano Carpini wurde durch das *Speculum Historiale*, einen Teil der Enzyklopädie des Vinzenz von Beauvais (gest. 1264), weiter überliefert, Wilhelm von Rubruck durch seinen Ordensbruder Roger Bacon in dessen *Opus maius* (1267).

Die kartographische Umsetzung der Reiseberichte ließ aber sehr zu wünschen übrig. Trotz einer Fülle neuer landeskundlicher Nachrichten waren die Vorstellungen von Asien offenbar nicht leicht zu revidieren. Der sogenannte Katalanische Weltatlas, der 1375 von den damals besten Kartographen Europas auf Mallorca für König Karl V. von Frankreich angefertigt wurde, nimmt Angaben Marco Polos und anderer Reisender über Asien auf, das Gesamtbild hat sich aber nur wenig geändert. Um 1406 wurde die aus dem Griechischen übersetzte Schrift *Geographiae* des Claudios Ptolemaeus wieder bekannt. Obwohl sie einen Fortschritt gegenüber dem bisherigen Wissensstand bedeutete, waren Text und Karten speziell für den Fernen Osten nach wie vor ziemlich dürftig. Die Autorität des antiken Geographen bewirkte sogar Rückschritte. Der gelehrte Pierre d'Ailly hatte in seinem *Imago Mundi* (um 1410) nach Roger Bacon,

I Grundlagen der neuzeitlichen europäischen Expansion

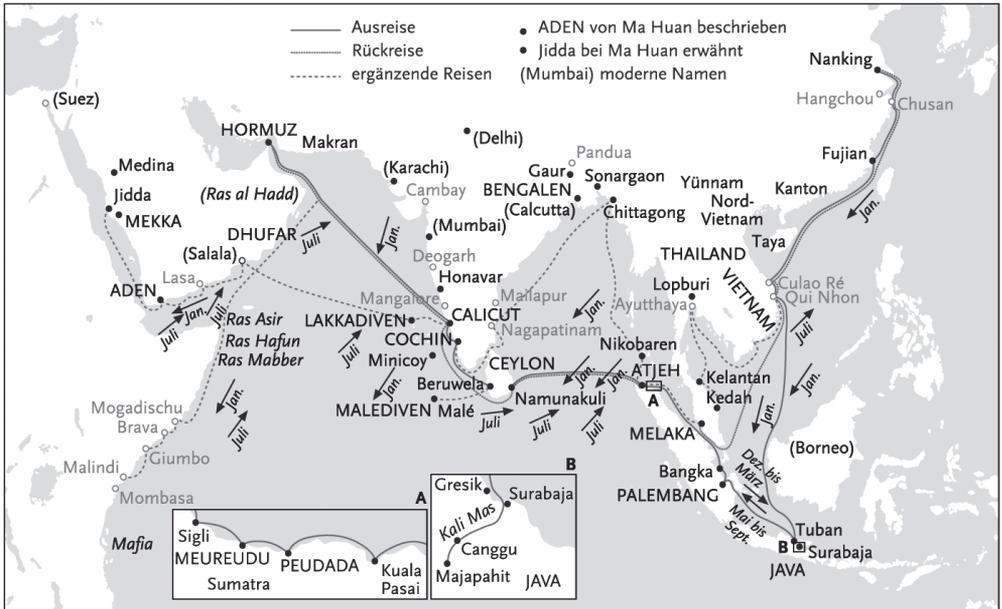
das heißt nach den Berichten der Missionare und nach arabischen Autoren, den Indischen Ozean noch als offenes Meer beschrieben. In seinem *Compendium Cosmographiae* (1413) hatte er sich aber bereits zu der bekannten Auffassung des Ptolemaeus bekehrt, der Indische Ozean sei ein von Land umgebenes Binnenmeer.

Demgegenüber übertrifft eine um 1330 von Li Zemin entworfene chinesische Weltkarte die europäischen und arabischen Karten jener Zeit an Genauigkeit. Aber selbst wenn Asien besser über Europa informiert gewesen sein sollte als umgekehrt – die Reisenden und Entdecker kamen aus Europa. Oder vielleicht doch nicht? Der Rechtsgelehrte Ibn Battuta aus Tanger zum Beispiel, ein Reisender aus Leidenschaft, bewältigte zwischen 1325 und 1354 ein Reiseprogramm von weit über 100 000 Kilometern, neben dem sich die Leistungen Marco Polos oder Lodovico di Varthemas bescheiden ausnehmen. Er lernte sämtliche islamischen Länder zwischen Andalusien und Südrussland, dem Reich der Mandingo am Niger und Indonesien kennen; obendrein gelangte er als Gesandter des Sultans von Delhi bis nach China. Dabei reiste er auf chinesischen Dschunken, Hochseefahrzeugen, die damals anscheinend den gesamten Verkehr von der Malabarküste nach Osten bestritten.

In Ostafrika wurden zwischen Mogadischu und Sansibar beachtliche Funde an chinesischen Münzen und Porzellan aus der Tang- und der Song-Zeit (618–1279) gemacht. Seit der weltoffenen Tang-Zeit gab es in chinesischen Quellen Nachrichten über Afrika. Seine exotische Fauna erregte großes Interesse; ihr Import galt als Symbol der kaiserlichen Weltherrschaft. Der Ausbau der chinesischen Marine in der späten Song-Zeit und unter den mongolischen Kaisern – immerhin versuchte Kubilai Khan mit seiner Flotte Japan zu erobern – wurde von der neuen nationalen Ming-Dynastie (seit 1368) zunächst fortgesetzt. Unter den Yuan und frühen Ming verfügte China über die größte und seetauglichste Kriegsflotte der Welt. So konnte der Yongle-Kaiser (1403–1424), der vielleicht über mehr als 3000 Kriegsdschunken gebot, eine Reihe von Flottenexpeditionen in den Westen entsenden, angeblich um seinem dorthin geflohenen Vorgänger nachzuspüren, den er verdrängt hatte, vor allem aber, um Chinas Glanz als Weltmacht zu steigern und profitable Handelsverbindungen zu stärken.

Wir besitzen drei zeitgenössische chinesische Berichte von Teilnehmern und mehrere Inschriften, die ihr Leiter Zhenghe setzen ließ. Insgesamt werden sieben Expeditionen aufgeführt. Alle berührten Java, Sumatra, die Straße von Melaka und andere Gebiete des indonesisch-hinterindischen Raumes. Die ersten drei (1405–1407, 1407–1409, 1409–1411) kamen bis zur Malabarküste nach Calicut. Die vierte (1413–1415) stieß bis Hormuz vor, der Drehscheibe des Handels am Eingang in den Persischen Golf, die fünfte (1417–1419) und sechste

3 Expansionen im europäischen Mittelalter



Zhenghes Expeditionen 1431–1433

Abb. 4

(1421–1422) erreichten Aden und Ostafrika, während die siebte und letzte (1431–1433) wieder nur bis nach Calicut führte.

An den größeren dieser Unternehmungen waren zahlreiche Schiffe und 20 000 bis 30 000 Mann oder mehr beteiligt. Die Flotten konnten daher aufgeteilt werden; ein Teil soll bis Mekka gekommen sein. Außerdem war Zhenghe zu beträchtlicher Machtentfaltung fähig und auch bereit, zum Beispiel als er 1411 auf Sri Lanka nach heftigen Kämpfen einen einheimischen Fürsten gefangen nahm und nach China schaffte. Solche spektakulären Erfolge wurden bei Hofe geschätzt, ebenso das unübersehbare Geschenk, das eine Gesandtschaft aus dem ostafrikanischen Malindi 1415 mitbrachte: eine lebende Giraffe, von der wir eine zeitgenössische chinesische Abbildung besitzen. Aber unter den Nachfolgern des Yongle-Kaisers wurden die Westexpeditionen eingestellt und schließlich seit 1436 der Abbau der Kriegsmarine eingeleitet; festländisch orientierte und agrarische Interessen hatten sich durchgesetzt. Demgemäß hieß es in einer 1426 dem neuen Kaiser vorgelegten Denkschrift:

Ihre Diener hoffen, dass Eure Majestät sich nicht zu kriegerischen Plänen und zu Ruhmgewinn durch Expeditionen in ferne Länder herbeilassen wird. Geben Sie die sterilen fremden Länder auf und schenken Sie dem Volk eine Periode der Ruhe, damit es sich dem Ackerbau und den Studien widmen kann. Dann wird es keinen Krieg und

I Grundlagen der neuzeitlichen europäischen Expansion

keine Leiden an den Grenzen geben und keine Klagen in den Dörfern: die Befehlshaber werden nicht nach Ruhm streben und die Soldaten ihr Leben nicht fern von ihrer Heimat opfern müssen; ferne Völker werden sich freiwillig unterwerfen und entfernte Länder werden unter unseren Einfluss kommen und die Dynastie wird zehntausend Generationen währen (Filesi, 121).

Chinas Eliten waren sich selbst genug, hielten sich aber auf Grund ihrer Überlegenheit dennoch für die Mitte der Welt. Es mag dort an Voraussetzungen und günstigen Rahmenbedingungen für Expansion nicht gefehlt haben, aber die Antriebe ließen zu wünschen übrig und den folgenreichen historischen Zufällen wurde kein Raum mehr gegeben.

Anfänge des europäischen Atlantik

Der Atlantische Ozean und die Wikinger im Westen

Der Atlantische Ozean ist heute das Mittelmeer der westlichen Welt. Denn über seinen Nordteil werden zwischen Europa und Nordamerika immer noch mehr als zwei Drittel der Weltschifffahrt und des Weltluftverkehrs abgewickelt; für finanzielle und kulturelle Transaktionen dürfte dasselbe gelten. Doch ist diese seine Rolle historisch ebenso jung wie sein Name. *Mare atlanticum* hieß in der Antike nur die See vor der marokkanischen Küste, entweder abgeleitet von dem sagenhaften Land Atlantis, das dort irgendwo jenseits der *Säulen des Herkules*, der Meerenge von Gibraltar, gelegen haben soll, oder aber vom Titanen Atlas, der dort am Ende der Welt das Himmelsgewölbe tragen musste. Im Atlasgebirge lebt sein Name weiter. Das westliche Meer als Ganzes galt als Teil des *Okeanos*, des Weltmeeres, das ringförmig die Gesamtheit aller bekannten Kontinente umgab, aber auf einer kugelförmigen Erdoberfläche, die dem Mittelalter so selbstverständlich war wie der klassischen Antike. Erst als dieses einzige Weltmeer durch die Entdeckung einer «neuen Welt» im Westen in abgrenzbare Teile zerfiel, setzte sich seit dem 16. Jahrhundert bei den Geographen für diesen Teil die Bezeichnung *Oceanus atlanticus* durch; die offizielle geographische Übereinkunft über den Namen *Atlantik* datiert von 1893! Mit seinen Nebenmeeren umfasst er 29 Prozent der Meeresfläche des Globus.

Dieser Ozean ist jedoch alles andere als «der große Teich» mitten im «globalen Dorf», wie er bisweilen verharmlost wird. Vielmehr ist der Atlantik nach wie vor von erschreckender Verkehrs- und Menschenfeindlichkeit; sein Nordteil ist das raueste und stürmischste aller Meere. Wer ihm an den westlichen Enden Europas gegenübertritt, empfindet zunächst einmal Angst angesichts der offenkundigen Urgewalt der Elemente. Noch heute verschwinden modernste Schiffe in den Unwettern des Nordatlantik, ohne Spuren zu hinterlassen! Wenn von Atlantischer Geschichte die Rede ist, handelt es sich aber nur am Rande um die Bedingungen der Schifffahrt und schon gar nicht um eine reine «Waterworld», sondern um eine Metapher für die Beziehungen der Anrainerländer des Ozeans. Dabei lassen sich drei Allgemeinheits-

II Anfänge des europäischen Atlantik

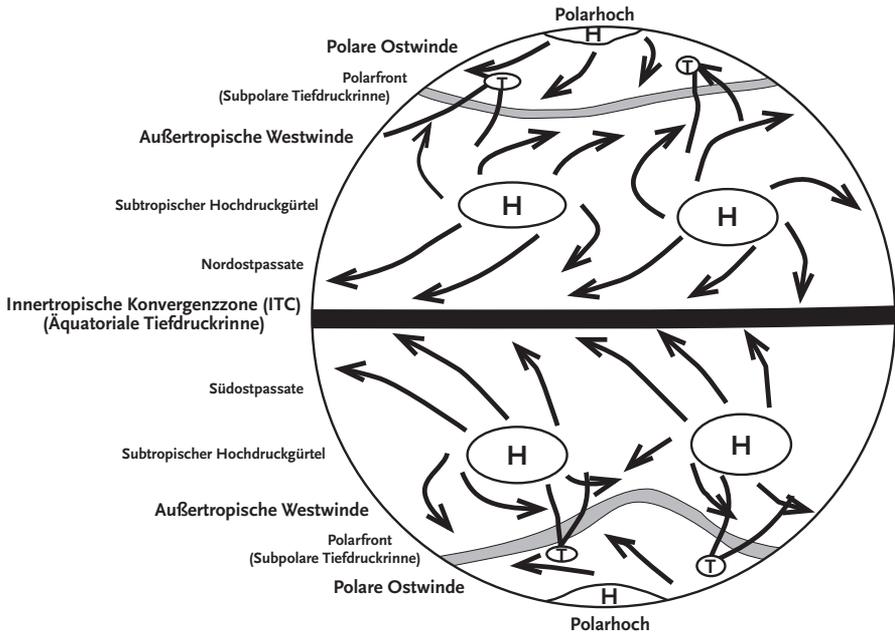


Abb. 5 *Winde weltweit*

grade unterscheiden: *circumatlantische Geschichte* soll transnationale Prozesse des Gesamttraums oder großer Teile desselben bezeichnen wie Plantagenwirtschaft und Sklavenhandel, *transatlantische Geschichte* liefe auf den Vergleich von Ländern und Imperien hinaus, etwa Spanien und Großbritannien, *cisatlantische Geschichte* arbeitet die Prägung lokaler Geschichte, etwa von Nantes oder von Westafrika, durch atlantische Beziehungen heraus (Armitage in: Armitage/Braddick).

Freilich, Winde und Meeresströmungen des unwirtlichen Atlantik als Rahmenbedingungen der Schifffahrt waren die Grundlagen von Allem, auch der Entdeckungen. Denn abgesehen von mediterranen Galeeren und skandinavischen Ruderschiffen handelte es sich bis ins 19. Jahrhundert um Segelschiffe, die auf günstige Winde und Strömungen angewiesen blieben (wobei die Winde nach ihrer Herkunftsrichtung bezeichnet werden). Die Winde prägen die Oberflächenströmungen bis 200 m Tiefe, während in der Tiefe Unterschiede in Temperatur und Salzgehalt zu unterschiedlicher Dichte und dadurch zu Ausgleichsströmungen führen. Die atmosphärische Zirkulation verläuft weltweit zwischen den beiden Hochdruckgebieten über den Polen sowie den beiden subtropischen Hochdruckgürteln der Nord- und der Südhalbkugel einerseits und den beiden subpolaren Tiefdruckrinne sowie der innertropischen Konvergenzzone (Äqua-

toriale Tiefdruckrinne) andererseits, wobei diese Gürtel sich im Nordwinter/Südsommer nach Süden, im Nordsommer/Südwinter nach Norden verschieben. Dabei wird der theoretisch von Nord nach Süd oder von Süd nach Nord verlaufende Austausch durch die Erdumdrehung auf der Nordhalbkugel nach rechts, auf der Südhalbkugel nach links abgelenkt. So entstehen polare Ostwinde diesseits der polaren Tiefdruckrinnen, die zwischen den 60. und den 70. Breitengraden verlaufen und der Nordost- bzw. der Südostpassat zwischen 30° nördlicher und 30° südlicher Breite. Zwischen den 30° und 60° liegen die Planetarischen Frontalzonen, wo subtropische Warmluft der Hochdruckzone und subpolare Kaltluft der Tiefdruckrinne zusammenstoßen. Dabei entstehen ständig neue Tiefdruckgebiete (Zyklone) und Hochdruckgebiete (Antizyklone), die von den in diesen Breiten ständig wehenden außertropischen Westwinden bis zu ihrer jeweiligen Auflösung weitertransportiert werden. Entsprechend wechselnd ist hier das Wetter und infolge des Wirbelcharakters der Zyklone und der Antizyklone bis zu einem gewissen Grad auch die Windrichtung trotz der dominierenden Westwinde.

Das entsprechende Regime der Meeresströmungen ist im Atlantik durch zwei große Kreisbewegungen in den Passat- und Westwindzonen gekennzeichnet, in der Sprache der portugiesischen Seefahrer eine *Volta*, die auf der Nordhalbkugel im Uhrzeigersinn, auf der Südhalbkugel im Gegenzeigersinn verläuft. Die Passate treiben in niedrigen Breiten warmes Wasser nach Westen, das dann in höheren Breiten mit den Westwinden nach Osten und durch Wasser aus der Tiefe abgekühlt am Kontinentalrand nach Süden beziehungsweise Norden zurückströmt. Jenseits dieser Zonen fehlen auf der Südhalbkugel die Kontinente, so dass Westwinde und Westströmungen freie Bahn rund um die Erde haben. Im Norden führt die Gestalt der Landmassen zur Ablenkung des warmen Wassers aus Westen nach Norden, das ist der sogenannte Golfstrom, mit Sekundärkreisläufen nördlich von Island und südlich von Island und Grönland als Folge, die kaltes Wasser nach Süden bringen. Demgemäß haben Orte in Norwegen eine um 6 °Celsius höhere Jahresdurchschnittstemperatur als Orte auf demselben Breitengrad in Ostgrönland. Westeuropa ist ein Geschenk des Golfstroms!

Von den Skandinaviern erst einmal abgesehen hat sich zwischen den Britischen Inseln, Frankreich und der Iberischen Halbinsel seit Urzeiten Schiffsverkehr entwickelt. Den Weg aus dem Mittelmeer allerdings kontrollierten im Frühmittelalter die spanischen und nordafrikanischen Muslime. Doch die expandierenden italienischen Seestädte nahmen Kontakt mit ihnen auf, bis im 13. Jahrhundert durch Fortschritte der christlichen Rückeroberung (*Reconquista*) der Weg frei und Sevilla 1248 aus einem muslimischen ein christlicher

II Anfänge des europäischen Atlantik

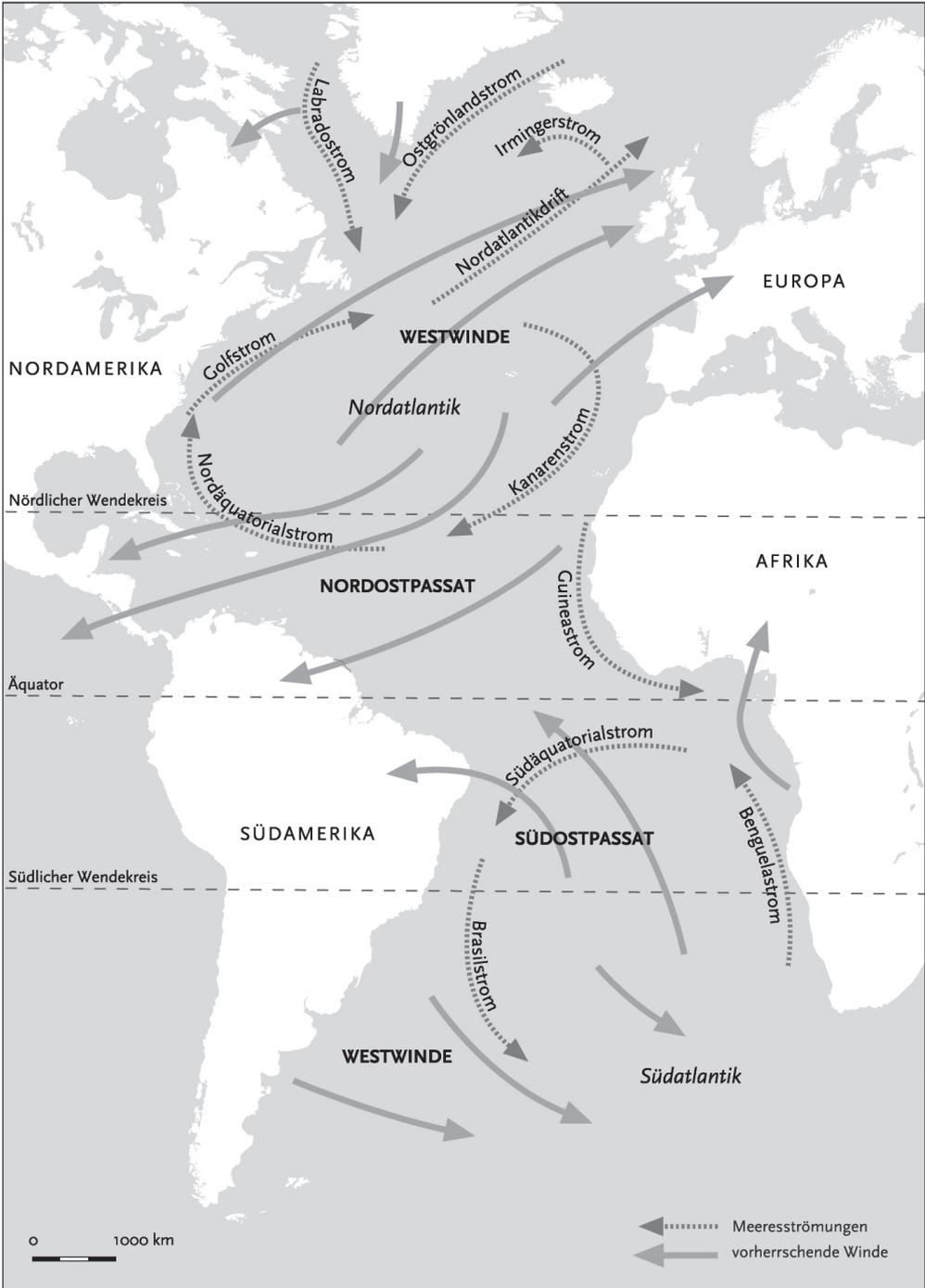


Abb. 6 Winde und Meeresströmungen des Atlantiks

Welthafen geworden war. Seit 1277 fuhren genuesische, wahrscheinlich seit 1314 auch venezianische Handelsgaleeren nach Nordwesteuropa, wo daraufhin Brügge zu einem weiteren Welthafen wurde. Sie brachten Luxuswaren und holten Zinn, Wolle für die italienische Textilindustrie und Salz aus Südfrankreich und Portugal. Vor allem Genuesen ließen sich auf der Iberischen Halbinsel nieder. Der portugiesische König beschäftigte sie als Entwicklungshelfer für seine Kriegsmarine; 1319 ernannte er einen Genuesen zu deren Admiral.

Bald kam es auch zu kühnen Vorstößen in den Atlantik hinaus, deren Erfolge freilich auf die atlantischen Inseln beschränkt blieben. Grob vereinfacht konnte Amerika von den Europäern nämlich mit Segelschiffen nicht entdeckt werden, solange ihnen die Westwinde der mittleren Breiten ins Gesicht bliesen. Sie mussten zunächst nach Süden bis in die Passatzzone vordringen, um sich dann wie Columbus von Wind und Strömung über den Atlantik tragen zu lassen. Anders im Bereich polarer Ostwinde, wechselnder Winde und gegenläufiger Strömungen im hohen Norden – technisch gesehen, gab es hier bessere Chancen für erfolgreiche Westfahrten, die von den kühnen Wikingern mit ihren schnellen und wendigen Schiffen alsbald genutzt wurden.

Der Norden erlebte im 9. und 10. Jahrhundert den Höhepunkt der großen skandinavischen Expansion, zu der neben Seeraub und Eroberung auch halbwegs friedliche Landnahme gehörte. Seit dem 9. Jahrhundert siedelten Norweger in Island, wo es bis dahin nur irische Mönche gegeben hatte. Erik der Rote, wegen Totschlags aus Island verbannt, suchte und fand 982 das gerüchteweise bekannte Land weiter im Westen, das er *grünes Land*, Grönland, nannte, um Siedler anzulocken. Allerdings war das Klima im Mittelalter günstiger als heute, die eisfreie Fläche größer. Zwei Gruppen von Streusiedlungen entstanden, Eystribygd (Ostsiedlung), in Wirklichkeit an der Westseite der Südspitze, Vestribygd (Westsiedlung) weiter nördlich bei der heutigen Hauptstadt, ebenfalls an der Westküste. Dank einer wärmeren Strömung ist die Westküste wohnlicher, die Ostküste mit ihrem kalten Küstenstrom kälter und unwirtlich. Es dürfte gegen 300 Höfe mit 3000 bis 5000 Einwohnern gegeben haben.

Seit 999 kam aus Norwegen das Christentum; man hatte schließlich 17 Pfarreien und einen Bischof in Gardar in Eystribygd. Eine politische Organisation existierte nur rudimentär, bis sich das Land 1261 wie Island dem norwegischen König unterwarf. Das war erforderlich, weil lebenswichtige Güter wie Eisen und Getreide ausschließlich von dort kommen konnten. In Grönland waren nur Viehwirtschaft, Jagd und Fischfang möglich. Bis 1369 kam angeblich jährlich ein Schiff; die Grönländer bezahlten mit Walrosselfenbein und Narwalstoßzähnen, den begehrten Einhornhörnern! Doch die große Pest traf Norwegen und Island schwer. Möglicherweise ging es den Grönländern zeit-

II Anfänge des europäischen Atlantik

weise sogar besser als den Isländern und Norwegern. Dennoch wurde bald nach 1350 die Westsiedlung aufgegeben, die Ostsiedlung wahrscheinlich gegen 1500. Die letzten Besucher aus Island sind 1408 bis 1410 nachzuweisen.

Obwohl Elfenbein inzwischen günstiger aus Afrika kam, könnte es im 15. Jahrhundert statt der ausbleibenden Handelskontakte mit Skandinavien solche direkt mit den Britischen Inseln, vor allem mit Bristol, gegeben haben, für die es freilich an Beweisen fehlt. Immerhin entsprechen ausgegrabene Kleidungsstücke der letzten Mode des europäischen 15. Jahrhunderts. Um 1540 fand ein nach Grönland verschlagenes Schiff auf einer unbewohnten Insel eine Fischerstation und einen einsamen Toten. Ob die Bewohner der benachbarten besiedelten Inseln bereits von Norden zugewanderte Inuit (Eskimos) waren, erfahren wir aber nicht. Wann und warum die europäischen Siedlungen aufgegeben wurden und wohin ihre Bewohner verschwunden sind, muss offen bleiben; eine plötzliche Katastrophe ist aber ebenso auszuschließen wie allmähliche Degeneration infolge unzulänglicher Ernährung. Entsprechende Skelettfunde lassen sich nicht verallgemeinern. Als die Dänen, die inzwischen die Herrschaft über Norwegen und seine Nebenländer übernommen hatten, im frühen 18. Jahrhundert anfangen, die Eskimos zu missionieren und Grönland wieder in Besitz zu nehmen, trafen sie keine Vorgänger mehr an. Es spielt jedoch seit damals eine Rolle, welcher Nation die Archäologen und Historiker angehören, die sich mit der Geschichte Grönlands befassen!

Die Skandinavier haben aber nicht nur die größte Insel Amerikas besiedelt, sondern auch den Kontinent selbst betreten und sich zumindest vorübergehend dort niedergelassen. Die Grönländersaga und die Saga von Erik dem Roten berichten darüber, nicht ohne Ungereimtheiten und Widersprüche, handelt es sich doch um Hauschroniken rivalisierender Familienverbände aus dem 13. Jahrhundert. Wahrscheinlich hat Bjarni Herjulfsson 986 als Erster die Küste gesichtet, während Leif, ein Sohn Eriks des Roten, im Jahr 1000 nacheinander Helluland (Steinland), Markland (Waldland) und Vinland (Weinland oder Grasland) besuchte. In Vinland fand er Lachse, wilden Weizen und wilden Wein. Die nach wie vor plausibelsten Vorschläge identifizieren Helluland mit der Baffin-Insel, Markland mit Labrador und Vinland mit Neufundland. Es war nämlich naheliegend, auf der Breite der Westsiedlung die Davis-Straße zu überqueren und sich dann vom Labradorstrom nach Süden tragen zu lassen.

Die Sagas berichten noch von vier weiteren Expeditionen bald danach, die aber sämtlich wenig erfolgreich verliefen, vor allem auch wegen Konflikten mit den Indianern. Man blieb im friedlicheren Grönland, fuhr aber anscheinend bis mindestens 1347 regelmäßig nach Amerika, um Holz zu holen. Seit 1961 bei L'Anse-aux-Meadows an der Nordwestspitze Neufundlands eine typische

Skandinaviersiedlung aus der Zeit um 1000 ausgegraben wurde, wird man Vinland dort lokalisieren dürfen, zumal die Entfernungsangaben zutreffen. Wilden Weizen und wilden Wein, wovon die Sagas berichten, gibt es dort natürlich nicht, wohl aber Strandroggen und eine Fülle von Beeren, die den Skandinaviern als Substitution dieser wenig bekannten Originalgüter wohlvertraut waren.

Andere «Wikinger-Funde» sind Irrtümer wie der von Longfellow besungene Newport-Tower von Rhode Island, eine Windmühle aus dem 17. Jahrhundert, oder Fälschungen wie der Runenstein von Kensington in Minnesota. Eine Fälschung ist ziemlich sicher auch die 1965 von der Yale-University präsentierte, antiquarisch erworbene Vinland-Karte, nach der um 1440 in Basel eine genaue Kenntnis von Grönland und Vinland vorhanden gewesen wäre. In Wirklichkeit waren die Siedlungen im Norden damals fast völlig vergessen; als entwicklungsfähig haben sie in Europa ohnehin nie gegolten. Deswegen ist es auch nicht wichtig, ob Columbus von ihnen gewusst hat, was sich nicht beweisen lässt. Die Skandinavier vermögen die Originalität seiner Entdeckungen nicht zu schmälern – die Aggressivität, mit der italienische Kreise auf die Vinland-Karte reagiert haben, war fehl am Platz.

Freilich hat der Anspruch, ein eigener Landsmann sei Columbus zuvorgekommen, in manchen europäischen Nationen bereits Tradition. So wurde im Zeichen des elisabethanischen «Imperialismus» um 1580 ein Madoc aus Wales erfunden, der 1170 Amerika entdeckt haben soll; noch Ende des 18. Jahrhunderts fand ein Reisender mit dem walisischen Namen John Evans am oberen Missouri angeblich Welsh-sprechende Indianer. Die Kaufleute und Fischer aus Bristol als mögliche Erstentdecker Nordamerikas sind uns bereits begegnet.

2

Schiffe und Navigation

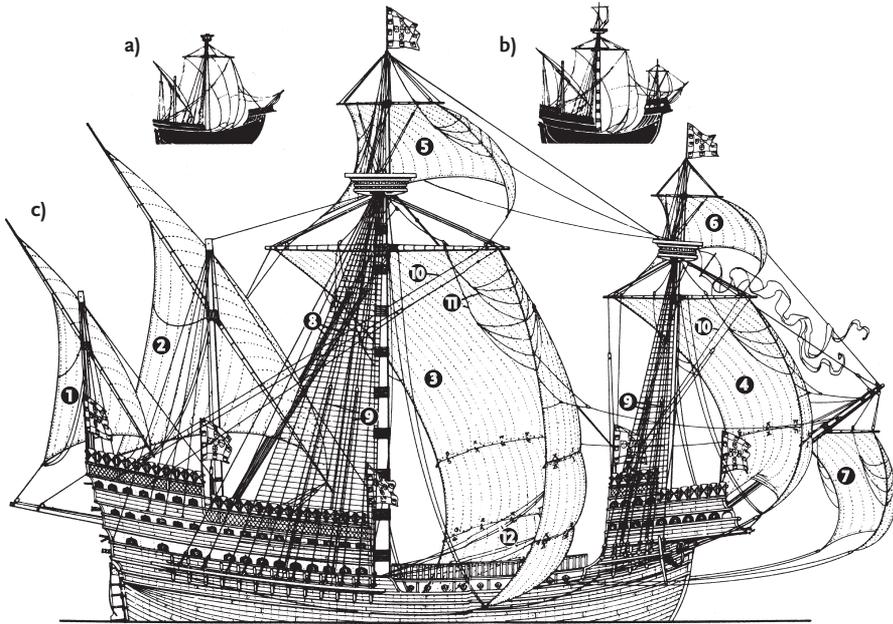
Traditioneller Schiffstyp des Mittelmeerraums war seit dem Altertum die Galeere, das Ruderschiff. Obwohl hauptsächlich für geringen Seegang und häufige Windstillen geeignet, wurde die Galeere durch breitere Bauweise und stärkeren Einsatz der stets ebenfalls vorhandenen Besegelung von den Italie-

II Anfänge des europäischen Atlantik

nern erfolgreich den Bedürfnissen ihrer mittelalterlichen Atlantikfahrt bis zu den Britischen Inseln angepasst. Aber die erforderlichen Ruderer verursachten ein äußerst ungünstiges Verhältnis der Besatzung zum vorhandenen Laderaum. Daher kam sie nur als Kriegsschiff oder zum Transport hochwertiger Güter auf kurzen Strecken in Frage oder wenn Zwischenlandungen zur Verproviantierung möglich waren. Auf langen Strecken hätte der Proviant für die Ruderer den Laderaum mehr als aufgezehrt. Wegen der großen Wendigkeit des Ruderschiffes hat man allerdings in der Anfangsphase der portugiesischen Afrikafahrten bis ca. 1440 zwar keine Galeeren, wohl aber Fahrzeuge verwendet, die sowohl gesegelt als auch gerudert werden konnten, ganz ähnlich wie die Wikingerschiffe.

Daneben verwendete man seit alters für Transport von Massengütern dickbauchige, schwerfällige Segelschiffe, die an ihrem einzigen Mast ein einziges großes Rahsegel führten. Die Genuesen waren im 15. Jahrhundert auf allen Routen nahezu vollständig zu diesem Typ übergegangen. Denn diese Vollschiffe waren wandlungsfähiger als die Galeere. Man konnte die Zahl der Masten vermehren und übernahm Errungenschaften nordeuropäischer Schiffsbauer, die seit den Kreuzzügen im Mittelmeerraum bekannt wurden. Deren Schiffe, die sogenannten *Koggen*, hatten einen geraden Kiel statt eines gewölbten, Aufbauten an Bug und Heck, verschiedene Vorrichtungen zur besseren Kontrolle ihres Rahsegels und Hecksteuerung. Die letztgenannte Errungenschaft, das in der Längsachse des Schiffes am Heck befestigte, schwenkbare Steuerblatt statt des seitlich in Fahrtrichtung rechts, eben an *Steuerbord*, befestigten ruderartigen Steuers, war angeblich in China schon tausend Jahre bekannt, bevor sie in Nordeuropa auftauchte. Auf einer Skulptur des romanischen Taufsteins der Kathedrale von Winchester von ca. 1180 ist das Heckruder bereits abgebildet. Dieses Steuer ließ sich mittels Hebeln, später auch mit Seilzügen und Rädern, Kräfte sparend bedienen und ermöglichte so die Kontrolle auch über größere Schiffe. Außerdem konnte man mit dieser Steuerung hart am Wind segeln und gegen den Wind kreuzen, falls man die entsprechende Besegelung besaß.

Nun war seit langem durch die Araber im Mittelmeer das dreieckige *Lateinsegel* eingeführt worden, das sich am besten bei kräftigem Wind quer zur Fahrtrichtung bewährt, aber auch gut für Manöver in engen Gewässern geeignet ist. Jedoch sind große Lateinsegel – die Hauptstenge pflegte ja so lang zu sein wie das ganze Schiff – nur schwer zu handhaben, weil beim Kreuzen das Segel ganz eingezogen, vertäut, vor dem Mast herumgenommen und wieder heruntergelassen werden muss. Daher benötigte ein Schiff mit Lateinsegel 50 Matrosen, wo ein gleichgroßes mit Rahsegel mit höchstens 25 auskam – ein



Segelschiffe des 15. und 16. Jahrhunderts

- a) kleines Mittelmeerschiff Anfang 15. Jahrhundert mit Groß- und Besansegel
 b) Venezianisches Schiff Ende 15. Jahrhundert mit Fock-, Groß-, Großmars- und Besansegel
 c) Portugiesische Karacke Santa Catarina do Monte Sinai ca. 1520: (1) Bonaventura-Besan, (2) Besan, (3) Großsegel mit zwei Verlängerungen, (4) Focksegel mit einer, (5) Großmarssegel, (6) Vormarssegel, (7) Bugspritsegel, (8), (9), (12) Flaschenzüge, (10), (11) Taue für Segel und anderes. Das Schiff hat sechs Decks und über 160 Geschütze.

Abb. 7

wichtiger Kostenfaktor. Außerdem blieb das Rahsegel eindeutig überlegen, wenn man den Wind im Rücken hatte. Ferner konnten Rahsegel gerefft und ihre Zahl fast beliebig vermehrt werden, was beim Lateinsegel unmöglich war. Eine Kombination beider Systeme lag nahe. Man versuchte es mit einem Vormast mit Rahsegel vor einem oder mehreren Masten mit Lateinsegel. Dann aber tauchte angeblich im 14. Jahrhundert, mit Sicherheit im 15. der dreimastige Standardtyp auf, der Vierecksegel am Vor- und Hauptmast führte, und zwar bald schon mehrere pro Mast, sowie ein Lateinsegel am Besanmast. Die größte Variante dieses Typs waren die sogenannten Kar(r)acken, die bis zu tausend und mehr Tonnen haben konnten. Sie wurden wegen des günstigen Verhältnisses von Kosten und Laderaum im 16. Jahrhundert von den Portugiesen für die Indien- und Ostasienfahrt verwendet.

Die Tonnenangaben sind unscharf, weil sie sich auf verschiedenerlei Tonnenmaße beziehen können, die im Lauf der Zeit noch variierten. Aber die

II Anfänge des europäischen Atlantik

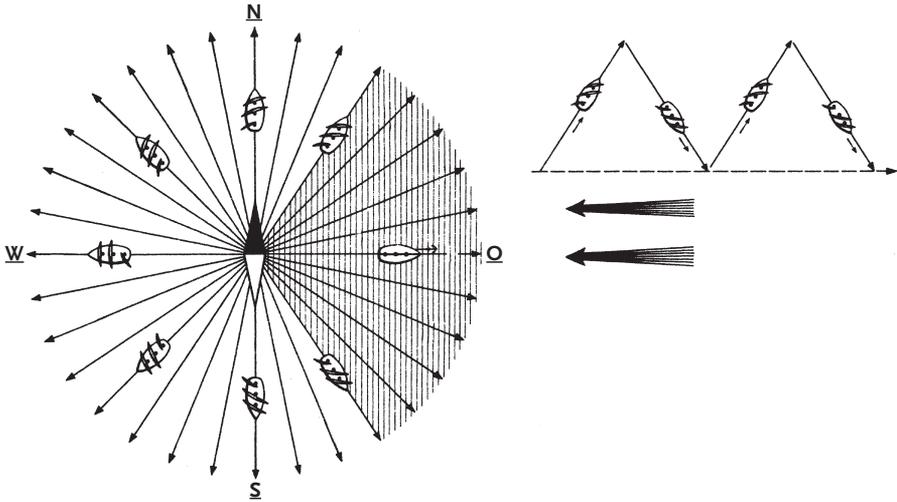


Abb. 8 Manövrierfähigkeit einer *Carabela redonda*
Die Karavelle kann in jeder beliebigen Richtung segeln, davon 23 Richtungen der 32-Richtungs-Windrose direkt, 9 durch Kreuzen gegen den Wind.

spanische *Tonelada* (1570) entspricht ebenso wie der französische *Tonneau* mit 2,6 Kubikmeter als Maß des Schiffsraums für ca. 1000 Kilogramm Getreidelast einigermaßen der 1854 eingeführten Bruttoregistertonne von 2,83 Kubikmeter.

Am anderen Ende der Größenskala stehen die Karavellen, über die wir aber trotz ihrer Berühmtheit weniger genau Bescheid wissen. Es handelt sich wahrscheinlich um eine Entwicklung der portugiesischen und spanischen Küstengebiete, die im 16. Jahrhundert ihre Vollkommenheit erreichte, kleine und leichte Schiffe von weniger als 100 Tonnen und 20 bis 30 Metern Länge, 6 bis 8 Metern Breite, mit nur einem Deck oder sogar nur halb gedeckt. Ursprünglich scheinen sie an 2 bis 3 Masten nur Lateinsegel geführt zu haben, dann wurden verschiedene Kombinationen von Rah- und Lateinsegeln erprobt, bis sich auch hier der dreimastige Standardtyp der *Carabela redonda* (spanisch) mit zwei Rahsegeln und einem Lateinsegel am Besanmast durchsetzte. Die Kleinheit der Fahrzeuge gestattete es aber auch, bei Bedarf die Segel vollständig auszuwechseln. Columbus rüstete seine Karavellen *Pinta* und *Niña* teilweise auf Rahbesegelung um, denn sie waren mit Lateinsegeln bei ständigem Rückenwind in der Passatzzone vergleichsweise langsam. Die Wendigkeit der Karavellen blieb aber unübertroffen.

Solche Karavellen wurden in der mittleren Phase der Erschließung der afrikanischen Küste ab ca. 1440 eingesetzt. Für fernere Entdeckungsreisen wur-

den aber spätestens seit Vasco da Gama 1497 größere Schiffe des Standardtyps bevorzugt; doch ergänzte man die Flotten gerne um einige Karavellen zu Erkundungszwecken. Schließlich wurde im 16. Jahrhundert als Kriegsschiff die *Galeone* entwickelt, kleiner und vor allem erheblich schlanker als die Karacke und mit niedrigeren Aufbauten. Von ihr leiten sich die späteren standardisierten Ostindienfahrer der Engländer und Holländer her sowie alle großen Kriegsschiffe bis ins Zeitalter Nelsons.

Eine weitere Errungenschaft des Mittelmeergebiets, die bei den Karavellen angewandt wurde, war die Kraweelbeplankung, bei der die Bretter der Schiffswände nicht wie bei der nordischen Klinkertechnik überlappend genagelt, sondern nebeneinander verdübelt wurden. Das brachte eine glatte Außenfläche und damit mehr Geschwindigkeit. Insgesamt wurden alle Neuerungen im Schiffsbau bereits zwischen 1200 und 1500 entwickelt. Die Schiffsbaukunst konnte also bis ins 19. Jahrhundert bereits eingeschlagene Wege nutzen, um sich jeweils neuen Bedürfnissen anzupassen.

Demgegenüber sah sich die Kunst, ein Schiff zu führen, im Zuge der europäischen Expansion vor neuartige Probleme gestellt. Die Antwort war die Entstehung der mehr oder weniger wissenschaftlichen Navigation, der Fähigkeit, ein Schiff außer Sichtweite des Landes rein mit Hilfe der Beobachtung und Auswertung astronomischer und geographischer Daten auf Kurs zu halten und zum Ziel zu bringen. Navigation in diesem Sinn hatte es bis dahin nicht gegeben, sondern nur Lotsenkunst, das war die Fähigkeit, sich in Sichtweite der Küste zurechtzufinden und gegebenenfalls nach Erfahrungswerten zwischen bekannten Punkten außer Sichtweite des Landes ein Stück über offene See zu fahren. Darüber hinaus konnte man sich am Sonnenstand und an Sternbildern orientieren. Angesichts der seemännischen Leistungen der Wikinger und der Polynesier sollte man freilich die Möglichkeiten dieser Art Schifffahrt nicht unterschätzen. Dem mediterranen Seemann standen aber zusätzlich, wenn er lesen und rechnen konnte, seit dem 13./14. Jahrhundert vier Hilfsmittel zur Verfügung: Lotsenhandbücher, der Magnetkompass, Seekarten und einfache Logtafeln.

Das Lotsenhandbuch, im Mittelmeergebiet ebenso wie die damit zusammenhängende Karte *Portolan*, auf Portugiesisch auch *Roteiro* genannt, setzte die Tradition des antiken *Periplus* fort und lebt heute in modernisierter Form als Segelhandbuch (englisch *pilot*) weiter. Dem Küstenverlauf folgend werden Landmarken und Wassertiefen, Gefahrenpunkte und, falls erforderlich, Gezeitenverhältnisse und anderes mehr beschrieben. Ein Teil dieser Angaben konnte in eine mit mehr oder weniger Augenmaß entworfene Karte der Küstenlinie übertragen werden. Seit dem 13. Jahrhundert wurden diese Karten mit

II Anfänge des europäischen Atlantik

einem Netz von Geraden überzogen, das dadurch zustande kam, dass kreisförmig um einen Mittelpunkt in den 16, später 32 Richtungen der Windrose angeordnete Punkte sämtliche untereinander verbunden wurden. Wollte der Schiffsführer über See segeln, verband er Ausgangspunkt und Ziel mit einem Lineal und suchte mit Hilfe eines Zirkels die nächstgelegene Parallele zu diesem seinem Idealkurs auf. So erhielt er die Kompassrichtung, falls ein Maßstab vorhanden war, auch die Entfernung, wenigstens bei großmaßstäblichen Karten. Noch in den 1720er Jahren, als sich das moderne Koordinatennetz bereits durchgesetzt hatte, enthielten Karten zusätzlich immer noch das Liniennetz der Portolane.

Wenn der Schiffer aber den so ermittelten geraden Kurs nicht einhalten konnte, weil er günstigere Windverhältnisse aufsuchen wollte, abgetrieben wurde oder kreuzen musste – was inzwischen möglich geworden war –, versagte dieses Verfahren zur Bestimmung von Kurs und Entfernung. Es gab aber seit dem späten 14. Jahrhundert einfache trigonometrische Tafeln wie die *Toleta de Marteloio*, die das Verhältnis von Katheten und Hypotenuse verschiedener rechtwinkliger Dreiecke enthielten. Damit ließ sich die Beziehung zwischen direktem und wirklich gesegelem Kurs in eine Reihe derartiger Dreiecke zerlegen und genau bestimmen, vorausgesetzt, der Schiffsführer wusste aus abgelaufener Zeit und Geschwindigkeit des Schiffes die zurückgelegte Wegstrecke zu ermitteln. Hier wurde einstweilen mit Schätzungen gearbeitet; die Logleine taucht erst nach der Mitte des 16. Jahrhunderts auf.

Ein neues Problem war die Orts- und Kursbestimmung in unbekanntem Gewässern und an unbekanntem Küsten. Sie lief auf die Ermittlung der geographischen Koordinaten, also der Länge und Breite jedes beliebigen Punktes der Erdoberfläche an Bord eines Schiffes hinaus. Das Wissen darum, dass jeder Punkt durch seine Koordinaten festgelegt ist, war eine antike Errungenschaft, die im Mittelalter nicht völlig in Vergessenheit geraten war und nun zu neuem Leben erweckt wurde. Geeignete Fixpunkte zur Längen- und Breitenbestimmung konnten nur Himmelskörper sein. Längst war bekannt, dass der Polarstern in niederen Breiten niedriger steht, um schließlich ganz unter dem Horizont zu verschwinden. Seine als Winkel ausgedrückte Höhe über dem Horizont ist aber identisch mit der jeweiligen geographischen Breite. Also nahmen Seeleute einfache Visiervorrichtungen mit Winkelskala mit aufs Meer, die den Astrologen – Astronomen im modernen Sinn gab es noch nicht – auf dem Land längst vertraut waren: den Quadranten und etwas später das Astrolabium. Dazu kam für denselben Zweck im 16. Jahrhundert der nach einem arabischen Vorbild konstruierte Jakobsstab, der als frei zu handhabende Visiervorrichtung auf einem schaukelnden Schiff besser zu gebrauchen war als ein Fadenlot

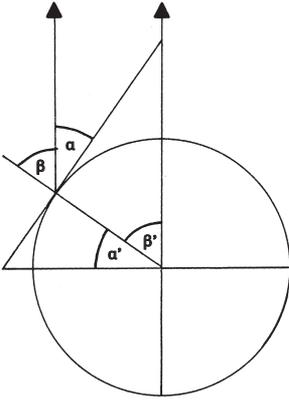


Abb. 9 Breitenbestimmung mit der Höhe des Polarsterns über dem Horizont:

Wegen der praktisch unendlichen Entfernung ist der Peilstrahl zum Polarstern eine Parallele der Erdachse.

α' (die Breite) = α (Höhe des Polarsterns), weil $\beta = \beta'$ (Schnittwinkel einer Geraden mit zwei Parallelen) sowie $\alpha + \beta$ und $\alpha' + \beta'$ jeweils 90° .

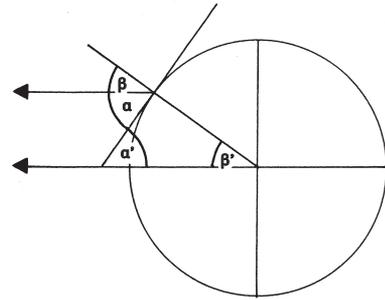


Abb. 10 Breitenbestimmung mit der Höhe des Himmelsäquators über dem Horizont:

Wegen der praktisch unendlichen Entfernung ist der Peilstrahl zum Himmelsäquator eine Parallele zu einer Geraden vom Erdmittelpunkt zum Himmelsäquator.

$\beta = \beta'$ (wie Abb. 9), $\alpha + \beta$ und $\alpha' + \beta'$ jeweils 90° .

(Quadrant) oder eine Scheibe, die senkrecht hängen musste (Astrolabium). Außerdem brauchte man beim Visieren mit dem Jakobsstab nicht in die Sonne zu schauen; man deckte die Sonne mit dem einen Ende zu und zog dafür 15 Gradminuten vom Ergebnis ab. Seeleute des Indischen Ozeans hatten ihn schon länger zur Bestimmung der Nord-Süd-Entfernung benutzt.

Das Visieren in die Sonne wurde nötig, als es nach dem Vordringen auf die Südhalbkugel keinen Polarstern mehr gab und kein entsprechend geeigneter Stern gefunden werden konnte. Man nahm die Mittagshöhe der Sonne als Ersatz, bestimmte damit die Höhe des Himmelsäquators über dem Horizont und erhielt so den Komplementärwinkel zur geographischen Breite des eigenen Standorts. Aber die Mittagshöhe der Sonne ist nur ausnahmsweise mit der Höhe des Himmelsäquators identisch und die täglich wechselnde Abweichung lässt sich nur durch komplizierte Berechnungen ermitteln. Doch dieses Problem wurde in einem fortgeschrittenen Stadium der Entdeckungen durch eine gezielte Initiative der portugiesischen Krone gelöst. Johann II. berief 1484 eine wissenschaftliche Kommission, die das Verfahren ausarbeitete und den Seeleuten die nötigen astronomischen Tabellen lieferte, denen sie entnehmen konnten, was sie jeweils zur gemessenen Sonnenhöhe dazuzählen oder davon

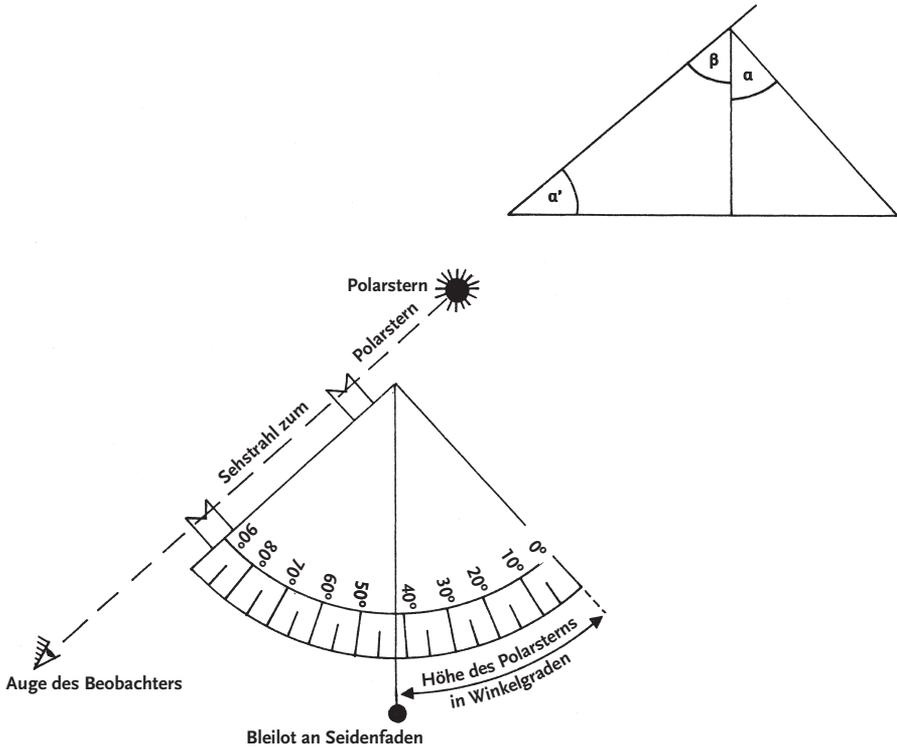
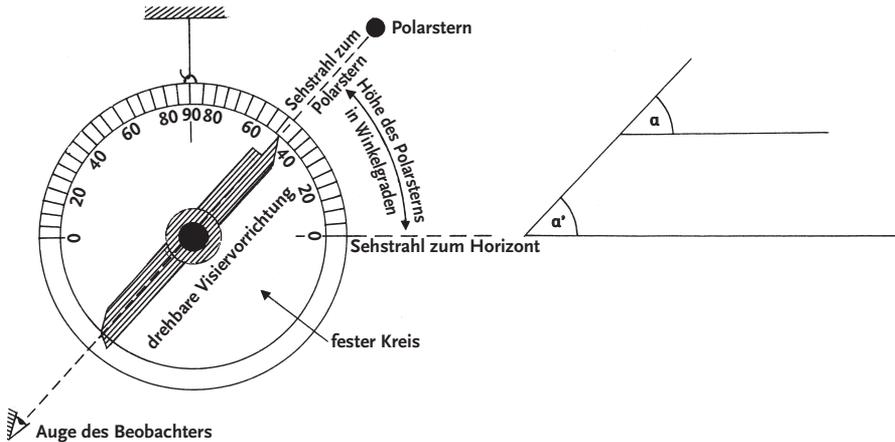


Abb. 11 Anpeilen des Polarsterns mit dem Quadranten
 $\alpha = \alpha'$, weil beide sich mit β zu 90° ergänzen.

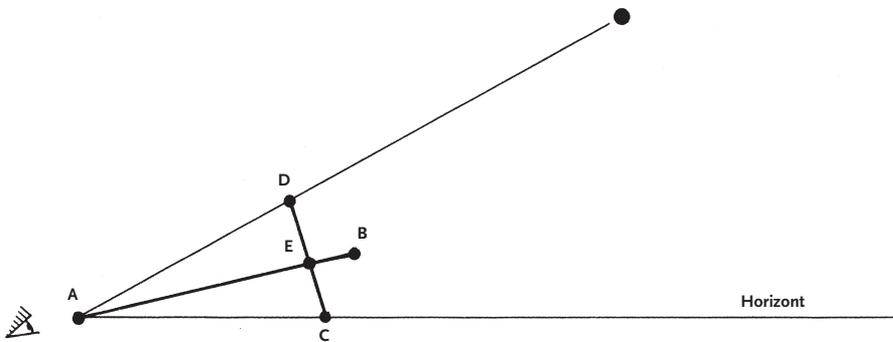
abziehen mussten. Das alles wurde in einem nautischen Handbuch zum praktischen Gebrauch zusammengefasst und als *Regimento do astrolabio e do quadrante* spätestens 1509 gedruckt, das erste einer langen Reihe derartiger Bücher in den verschiedensten Sprachen.

Die Bestimmung der geographischen Länge war allerdings damals überhaupt nicht möglich. Dafür ist die Kenntnis der Differenz zwischen der jeweiligen Ortszeit und der Ortszeit eines Nullmeridians erforderlich, in ptolemäischer Tradition desjenigen der *Inseln der Seligen*, konkret der westlichsten der Kanarischen Inseln, Hierro oder Ferro. Es gab aber vor dem 18. Jahrhundert keine genaue Uhr, mit der man zum Vergleich mit der durch Sonnenbeobachtung ermittelten Ortszeit die Zeit des Nullmeridians mit sich führen konnte. Solange man sich im Atlantik vor allem in Nord-Süd-Richtung bewegte, kam es ohnehin mehr auf die Breitenbestimmung an. Darüber hinaus behalf man sich dadurch, dass man den gewünschten Breitengrad aufsuchte und dann eine durch Schätzung oder Erfahrung ermittelte Zeit nach Osten



Anpeilen des Polarsterns mit dem Astrolabium
 $\alpha = \alpha'$, weil Schnittwinkel einer Geraden mit zwei Parallelen.

Abb. 12



Bestimmung der Sonnenhöhe mit dem Jakobsstab
 CD wird solange auf AB verschoben, bis der Abstand zwischen Sonne und Horizont ausgefüllt ist; praktisch deckt man mit dem oberen Ende die Sonne zu, um nicht in die Sonne visieren zu müssen, und zieht dafür 15' ab. Der Winkel CAD kann bei geeigneter Skalierung auf AB direkt abgelesen werden. Skalieren kann man entweder durch Ausprobieren verschiedener Winkel oder mit Hilfe der Tangensfunktion des halben Winkels EAD und der Längen von DE und AE.

Abb. 13

oder Westen segelte. Nichtsdestoweniger riskierte die portugiesische Kartographenschule des Pedro Reinel schon im frühen 16. Jahrhundert wieder die Verwendung eines Koordinatennetzes mit Längengraden.

Eine Reihe von Historikern hat immer wieder behauptet, der Schritt von der handwerklichen Schiffsführung zur wissenschaftlichen Navigation sei wie die anderen Errungenschaften der Entdeckungen das Werk eines Zentrums von

II Anfänge des europäischen Atlantik

Experten, das Prinz Heinrich der Seefahrer für Forschung und Ausbildung von Entdeckern in seiner Residenz in Sagres an der Südwestspitze Portugals geschaffen haben soll. Außer der Nachricht, dass Heinrich einen bekehrten Juden aus Mallorca, vielleicht einen Sohn des Schöpfers des Katalanischen Weltatlases, in seine Dienste genommen hat, die aber aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts stammt, besitzen wir dafür keinerlei Quellenzeugnisse. Hinweise bei Ramusio und Barros sind vage und noch später. Sie gehören bereits in eine Zeit, als es Rollenattribut eines großen Mannes war, gelehrt zu sein und Gelehrsamkeit zu fördern, was für Heinrich nicht zutraf. Außerdem ließ er sich erst gegen Ende seines Lebens in Sagres nieder. Das alles ficht die Vorkämpfer dieses Mythos aber nicht an. Nach ihrer Auffassung hat eben die Notwendigkeit der Geheimhaltung keine Quellen entstehen lassen. Doch was nicht zu beweisen ist, ist auch nicht zu widerlegen!

Immerhin existiert ein Beleg, dass frühestens 1456, spätestens 1484 von Portugiesen der Quadrant zur Bestimmung der Höhe des Polarsterns verwendet wurde. Die Einführung der wissenschaftlichen Navigation war ohnehin wohl mehr eine Frage der Organisation und Information als der eigentlichen Innovation. Die meisten Problemlösungen und Geräte waren den Astrologen ja längst bekannt. Sie mussten nur auf See übertragen und dem Seemann plausibel gemacht werden. Dabei dürften angesichts des Bildungsstandes dieser Leute in jedem Fall beträchtliche Schwierigkeiten und Verzögerungen aufgetreten sein. In der spanischen Casa de la Contratación, die dafür zuständig war, kam es dauernd zu Auseinandersetzungen zwischen Theoretikern und Praktikern. Selbst von Columbus, der die Tabellen der Sonnen- und Gestirnsörter des Nürnberger Astronomen Regiomontanus (Johannes Müller aus Königsberg in Franken) und des Abraham Zacuto mit sich führte, ist nicht klar, wie weit er zu wissenschaftlich-astronomischer Navigation fähig war. Vom ersten Weltumsegler Magellan ist bekannt, dass seine Expedition mit 23 Stück der letzten spanischen Seekarten und einer Weltkarte, mit 21 Quadranten, sechs Astrolabien und zahlreichen Kompassen ausgerüstet war, aber wir wissen nicht, was sie damit angefangen hat. Bemerkenswerterweise trägt keine der zahlreichen erhaltenen Portolankarten irgendwelche Gebrauchsspuren! Unsere Informationen sind auch deswegen lückenhaft, weil Navigation und Kartographie bei Portugiesen und Spaniern in königlichen Behörden zentralisiert waren und theoretisch strengster Geheimhaltung unterlagen. Der englische Großpirat Francis Drake jubelte, als er eine spanische Pazifikkarte erbeutet hatte.

Küsten Afrikas und atlantische Inseln

Nicht das riesige China, aber auch nicht eines der größeren Länder Europas wie Frankreich, England, Kastilien, Aragon, wurde zum Protagonisten des Entdeckungszeitalters, sondern das vergleichsweise kleine und arme Portugal, das kaum größer ist als Bayern und noch um 1500 wohl kaum ein Zehntel der Bevölkerung Frankreichs und kein Fünftel der Bevölkerung des benachbarten Spanien zählte. Natürlich liegt Portugal ausnehmend günstig zur westafrikanischen Küste und zur optimalen Segelroute nach Amerika, aber gerade die Tatsache, dass Amerika eben nicht von Portugiesen entdeckt wurde, beweist, dass mehr als Geographie im Spiel war. Es musste vielmehr eine Reihe weiterer Bedingungen und Voraussetzungen und ein ganzes Bündel von Motiven zusammenkommen, um das Ergebnis der Erschließung der afrikanischen Küste und der Errichtung eines indischen Seereiches hervorzubringen.

Bekanntlich haben Angehörige des portugiesischen Königshauses wie Prinz Heinrich, genannt *der Seefahrer*, und König Johann II., dabei eine ausschlaggebende Rolle gespielt, jedoch nicht nur auf Grund ihrer persönlichen Eigenschaften und Interessen, sondern auch infolge der spezifischen Struktur der portugiesischen Monarchie. In einer Art Revolution hatte sich zwischen 1383 und 1385 der illegitime Sohn des letzten Königs gegen die Erbansprüche Kastiliens durchgesetzt und als Johann I. die neue Dynastie Aviz begründet; er war vorher Großmeister des Ritterordens von Aviz gewesen. Da er sich dabei gegen den Hochadel auf das Bürgertum und die Juristen stützen konnte, war eine Affinität des Königtums zu diesen Schichten und eine vergleichsweise beachtliche Zentralisierung der Monarchie die Folge, während sich England, Frankreich und Kastilien gleichzeitig in Bürgerkriegen oder im Hundertjährigen Krieg zerfleischten. Die neue Dynastie brauchte aber nur weiterzuführen, was ihre Vorgänger, besonders König Dinis (1279–1325), schon seit langem betrieben, ein hohes wirtschafts- und handelspolitisches Engagement, das bis zur unmittelbaren Beteiligung der Krone an Geschäften und zur Ausrüstung von Handelsschiffen durch den König reichte. Heinrich, Johann und die «gekrönten Kapitalisten» des 16. Jahrhunderts haben also v. a. eine Tradition des portugiesischen Königtums weiterverfolgt.

Doch wie immer man die unbestreitbaren Errungenschaften der Portugiesen des 15. Jahrhunderts auch einschätzen mag, fest steht, dass sie in jedem

II Anfänge des europäischen Atlantik

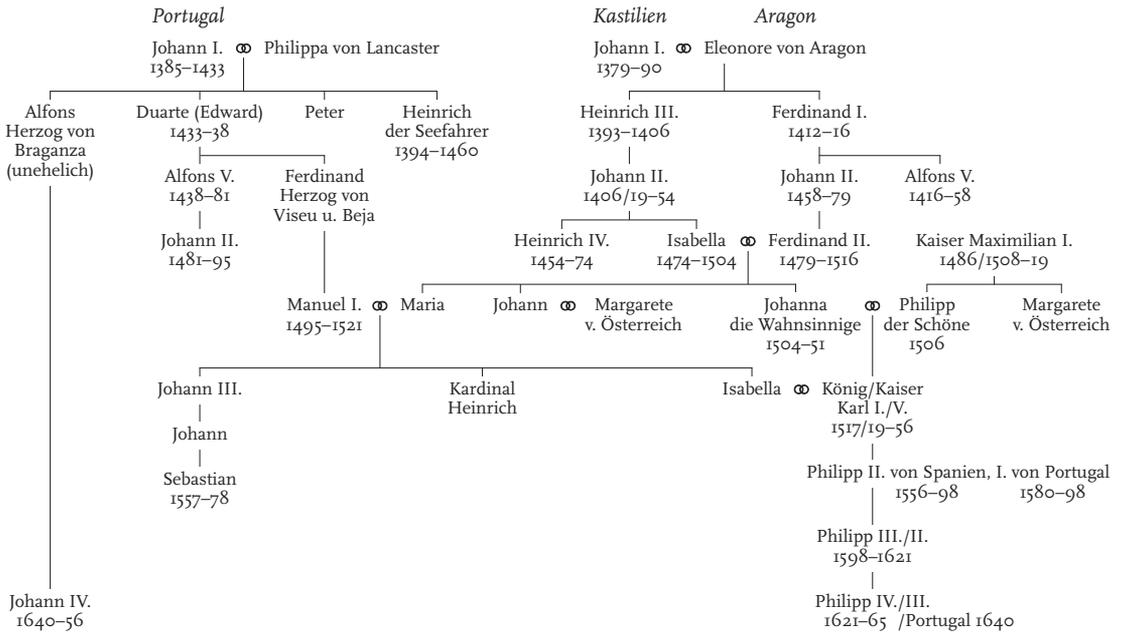


Abb. 14 Die portugiesischen und spanischen Könige aus den Häusern Aviz, Beja, Trastamara, Österreich und Braganza bis 1656

Fall erheblich von katalanischem und vor allem von italienischem *know how* profitiert haben. Bei ihren England- und Flandernfahrten hatten italienische Kaufleute in Portugal als Zwischenstation Fuß gefasst. Die Krone ermutigte sie dazu, und König Dinis setzte 1317 ein Zeichen, als er Emanuele Pessagno, portugiesisch Manuel Pessanha, zu seinem Admiral ernannte. Fünf Mitglieder dieser Familie sollten ihm im Amt nachfolgen. Die italienische Kolonie und ihr wirtschaftliches Engagement im Lande und in Übersee wurden zu einer Konstanten der portugiesischen Geschichte. Allerdings scheinen dabei in Portugal auf die Dauer die Florentiner an Gewicht gewonnen zu haben, während die Genuesen ihren Schwerpunkt nach Kastilien verlagerten.

Italiener waren es anscheinend auch, die sich zuerst wieder an die afrikanische Küste jenseits von Gibraltar vorwagten. Das Wissen von diesem Küstenbereich und den Kanarischen Inseln war ja nie ganz verloren gegangen. Eine karthagische Expedition ist seinerzeit sogar bis Kamerun gelangt; ihr Bericht blieb in griechischer Übersetzung erhalten. Im 12. und 13. Jahrhundert besuchten Genuesen die marokkanische Westküste. Die Kanarischen Inseln, die den Kartographen des Mittelalters durchaus bekannt waren, wurden angeblich 1312 von einem Genuesen Lancelotto Malocello wiederentdeckt – daher der

Name der Insel Lanzarote. 1339 sind in dieser Gegend Inseln mit der genuesischen Flagge auf einer Karte verzeichnet. 1341/42 soll nach einem Bericht des italienischen Humanisten Boccaccio eine gemischte Expedition aus Florentinern, Genuesen, Portugiesen und Spaniern die Kanaren besucht haben. Die mehr oder weniger am Weg gelegene Madeiragruppe dürfte um diese Zeit längst bekannt gewesen sein. Jedenfalls besaß man seit der Mitte des 14. Jahrhunderts recht zutreffende Vorstellungen von diesen Gegenden. Das *Libro del Conoscimiento de todos los reynos* eines anonymen Franziskaners weiß bis zum Kap Bojador gut Bescheid und kennt 25 Inseln der Kanarischen und der Madeiragruppe, darunter Lanzarote, Teneriffa, Gran Canaria, Fuerteventura, Ferro und Puerto Santo unter den heutigen Namen. Dazu kommen einige vage Informationen über das Senegalgebiet jenseits der Wüste. Der Katalanische Weltatlas von 1375 gibt etwa denselben Kenntnisstand wieder, dazu Inseln weiter im Nordwesten, die wir schon aus der Medici-Karte von 1351 kennen und die gerne mit den Azoren identifiziert werden.

Inzwischen war die Initiative ohnehin von den Italienern und Portugiesen an die Katalanen und die Bewohner von Mallorca übergegangen, die 1342, 1346, 1352, 1369 und 1386 fünf Fahrten zu den Kanarischen Inseln durchführten, obwohl infolge einer päpstlichen Verleihung an einen kastilischen Fürsten 1344 ein erster Konflikt zwischen Spanien und Portugal über den Anspruch auf die Inselgruppe ausgebrochen war. Immerhin waren im 14. Jahrhundert Franziskanermissionare unter der einheimischen Bevölkerung tätig; vorübergehend soll es damals bereits ein Bistum gegeben haben. 1393 waren die Kastilier wieder da, mit dem Erfolg, dass der Kastilien nahestehende französische König dort für seinen Neffen Jean de Bethencourt die Erlaubnis erwirkte, die Kanaren zu erobern und als kastilisches Lehen zu besiedeln. Wahrscheinlich wurde Bethencourt von der Hoffnung auf einen Zugang zum Gold Afrikas angelockt. 1402 ließ er sich auf Lanzarote nieder, hatte aber wenig Erfolg gegen die einheimischen Vorbewohner. 1418 verkaufte er sein Lehen an einen Spanier. Als die Portugiesen jetzt erneut aktiv wurden, waren die Italiener wieder dabei.

Der italienische Beitrag beschränkte sich aber nicht auf persönliche und finanzielle Beteiligung und erschöpft sich auch nicht in schiffsbautechnischen und nautischen Errungenschaften. Obwohl schon dies historisch höchst bedeutsam wäre, lässt sich darüber hinaus mit guten Gründen behaupten, dass wesentliche Techniken des Kolonialismus bereits im Mittelalter unter maßgeblicher Beteiligung von Italienern am Mittelmeer entwickelt worden sind, die dann von den Portugiesen und später von den Spaniern und den Nordwesteuropäern übernommen wurden. Im Bereich der Kreuzfahrerstaaten und der

II Anfänge des europäischen Atlantik

italienischen Kolonien des östlichen Mittelmeerraums, nicht zuletzt im venezianischen Zypern sowie im genuesischen Chios und Kaffa auf der Krim wurden Grundformen der kolonialen Organisation und der Finanzierung von Kolonialunternehmen, der Landvergabe und der wirtschaftlichen Nutzung geschaffen, die sich im atlantischen Raum noch jahrhundertlang bewähren sollten. Neben der Stiftung neuer Feudalherrschaften begegnen uns nämlich bereits Prototypen der verschiedenen Kolonisations- und Handelsgesellschaften des 17. und 18. Jahrhunderts. Vor allem aber kamen die Plantagenwirtschaft mit Zucker als edelstem Produkt und die dazugehörige Sklavenhaltung aus Palästina und Zypern. Sie wurde über Valencia und die Algarve auf die atlantischen Inseln und schließlich über Westafrika nach Amerika übertragen. Als die Portugiesen an der afrikanischen Küste nach Süden vorstießen, waren sie längst gewohnt, u. a. auch nach Sklaven Ausschau zu halten.

Die Motive für die neue Aktivität der Portugiesen, die mit der Eroberung von Ceuta 1415 begann, nehmen sich aber auf den ersten Blick viel altmodischer und feudalistischer aus. Seit 1249 gab es keine Muslimherrschaft mehr auf portugiesischem Boden; die Reconquista war auf portugiesischer Seite abgeschlossen. Der traditionelle Gegner, gegen den man sich bewähren und bei dem man Beute machen konnte, musste jenseits der Meerenge von Gibraltar aufgesucht werden. Kastilien, mit dem man 1411 Frieden geschlossen hatte, hatte eine gemeinsame Aktion gegen Granada abgelehnt. Drei ehrgeizige Prinzen, Duarte, Pedro und Heinrich, begehrten den Ritterschlag und erhielten ihn, nachdem Ceuta im August gefallen war. Aber die Tatsache, dass die Eroberung als Stützpunkt behalten wurde, weist darauf hin, dass mehr im Spiel war. Tatsächlich lassen sich wenig später aus der offiziellen Chronik des Gomes Eannes de Azurara zusätzliche Motive herauslesen: die Absicht, eine Basis für die Durchdringung und eventuelle spätere Eroberung Marokkos zu schaffen und dabei dem kastilischen Rivalen zuvorzukommen – ein uraltes imperialistisches Motiv! Der Wunsch nach einem Marinestützpunkt auf der Gegenküste zum Schutz des eigenen und des italienischen Handels einerseits, zum Seeraub bei der muslimischen Konkurrenz andererseits. Schließlich das Verlangen, die Kontrolle über den Karawanenhandel durch die Sahara zu gewinnen, dessen wichtigster Endpunkt im Westen Ceuta gewesen ist, neben Algier, Bougie, Bône, Tunis und Tripolis weiter im Osten. Sklaven und Elfenbein gelangten auf diesem Weg an die Küste; das in Europa begehrteste aller Güter aber war Gold.

Während der größte Teil Europas im Mittelalter eine Silberwährung besaß und erst nach 1250 allmählich zur zusätzlichen Prägung von Goldmünzen überging, war die iberische Halbinsel ebenso wie der byzantinische und islamische Bereich bei der Goldwährung geblieben. Von ca. 1395 bis ca. 1415 herrschte aber

in ganz Europa eine extreme Knappheit an beiden Edelmetallen. Die Produktion der Bergwerke ging zurück, während der Abfluss im defizitären Asienhandel weiterging. Da Möglichkeiten zur Schaffung von Buchgeld kaum vorhanden waren, bedeutete diese Entwicklung eine Verschärfung der ohnehin kritischen Wirtschaftslage. In Portugal wurde die Krise noch weiter gesteigert durch die monetären Folgen des politischen Umsturzes. Die relative Geldknappheit nahm durch Abfluss von Gold für aragonesische Hilfe noch zu. So mussten die Kriege mit dem zeitüblichen Mittel der Münzverschlechterung finanziert werden, eine der älteren Arten inflationärer Vermehrung der Geldmenge. 1325 war die Mark Silber zu 230 Gramm 19 Pfund portugiesischer Währung wert, 1383 noch 25 Pfund, 1415 schon 9240 und 1433 schließlich 29 325 Pfund. Da nach dem Gresham'schen Gesetz das schlechte Geld das gute vom Markt drängt, gab es in Portugal bald kaum noch Gold und Silber. Eine Münzreform durch Prägen harter Gold- oder Silberwährung war aus Mangel an Münzmetall nicht möglich. 1383 bis 1435 wurde in Portugal kein einziges Goldstück geprägt. Hunger nach Gold war also in Portugal Ausdruck volkswirtschaftlicher Bedürfnisse und nicht nur individueller Habgier!

Gold bezog das spätmittelalterliche Venedig aus Ungarn, der Rest Südeuropas aus Afrika. Von der Antike bis ins 18. Jahrhundert haben die Bewohner des geheimnisvollen Goldlandes Wangara, das wir heute mit Bambuk am oberen Niger und Senegal sowie mit Lobi am oberen Volta identifizieren, das lebensnotwendige Salz und andere Waren gegen Gold eingetauscht. Schon bei Herodot wird der *stille Handel* geschildert, bei dem die Partner sich nicht zu Gesicht bekamen. Die Kaufleute kündigen sich mit Trommeln an, legen ihre Waren am Flussufer nieder, ziehen sich zurück; dann kommen die Einheimischen und ersetzen die Waren durch Gold. Verstöße wurden durch Boykott bestraft. Das Gold wanderte dann zusammen mit Sklaven und anderen Gütern auf den Karawanenstraßen durch die Sahara in die Hafenstädte Nordafrikas. Dort lagen die Schiffe der Christen, löschten Tuche, Metallwaren und andere Gewerbeprodukte, etwa venezianisches Glas, und luden Gold und andere Erzeugnisse Afrikas.

Kaufleute aus Barcelona und Mallorca, aus Marseille, aus Genua, Pisa, Florenz, Amalfi und Venedig hatten ihre *Fonduks* in den Häfen Nordafrikas. Ihr Handel war trotz aller Konflikte zwischen der christlichen und der islamischen Welt vertraglich geregelt, das heißt nicht nur geschützt, sondern auch eingeschränkt. Die Zwischenhändler, angefangen von den Savannenreichen Ghana und Songhai bis zu den Mauren der Nordküste achteten peinlich darauf, dass kein Europäer ins Landesinnere gelangte und keine Informationen über Afrika und seine Handelswege nach außen drangen. Nur die Juden hat-

II Anfänge des europäischen Atlantik

ten größere Bewegungsfreiheit und gaben ihr Wissen an ihre Glaubensbrüder jenseits des Meeres weiter. So kamen einige Informationen über *Ginyia* und seinen reichen und mächtigen schwarzen Herrscher *Musse Melly* in den schon mehrfach erwähnten Katalanischen Weltatlas von 1375. Es handelte sich um das große Reich Mali und seine berühmten Herrscher Mansa Mussa (1312–1332) oder Mussa II. (1374–1387). Die ersten erfolgreichen Erkundungen durch Europäer im 15. Jahrhundert erhöhten eher die Neugier als den Wissensstand. Als es dann um 1470 der Florentiner Firma Portinari gelang, in Timbuktu eine Niederlassung zu gründen, waren die Portugiesen auf dem Seeweg bereits zur Stelle.

Neben dem Versuch, sich den unmittelbaren Zugriff auf die Goldversorgung zu sichern, lässt sich aus der kritischen Wirtschaftslage noch ein zweiter Beweggrund für den Beginn der portugiesischen Expansion im Jahre 1415 ableiten. Die Inflation hatte den Wert von Geldeinkünften mit fester Höhe reduziert; ihre Bezieher, nicht zuletzt der Adel, neigten daher dazu, ihren Lebensstandard auf dem üblichen standesgemäßen Weg durch Eroberungen oder Raub zu halten oder aufzubessern. Darüber hinaus hat die Forschung noch weitere mögliche wirtschaftliche Beweggründe plausibel gemacht: Portugal suchte nach neuen Getreidegebieten, denn der Bevölkerungsrückgang in der großen Krise des 14. Jahrhunderts hatte paradoxerweise zu einer bedenklichen Verschlechterung der Getreideversorgung geführt. Knappheit der teuren ländlichen Arbeitskraft führte zur Ausbreitung der Weidewirtschaft einerseits, der Konzentration auf höherwertige Produkte wie Wein und Öl andererseits. Dazu kam eine expandierende Zuckerindustrie, die geeignete Plantagegebiete und Arbeitskräfte, sprich Sklaven suchte. Auch Interessen weiterer Gewerbe werden ins Feld geführt: Färberei und Lederwarenproduktion brauchten bestimmte Rohstoffe, die Fischerei wusste die reichen Fischgründe der afrikanischen Nordwestküste zu schätzen.

Der Besitz von Ceuta allein bedeutete wenig, denn die Karawanenstraßen wurden verlegt. Zusätzliche Erwerbungen ließen sich also gar nicht vermeiden, wenn man bei der 1415 eingeschlagenen Expansionspolitik bleiben wollte. Neben der Möglichkeit weiterer Angriffe auf Marokko bestand dabei die zweite Option der Vorstöße zur See, die zudem weniger kostspielig waren. Zwischen 1418 und 1425 wurde Madeira von Portugiesen besetzt und besiedelt; die Inselgruppe war unbewohnt gewesen. 1424/25 scheiterte ein aufwändiger portugiesischer Versuch, Gran Canaria zu erobern, am Widerstand der Einheimischen. Ein heftiger Konflikt mit Kastilien war die Folge, denn dort erhoben zwei Hocharistokraten den Anspruch auf die Nachfolge Bethencourts. Außerdem beanspruchten die Spanier die Hoheit über die westafrikanische Küste gegen-

über den Inseln, die von den Portugiesen ebenfalls besucht wurde. Zwischen 1427 und 1452 wurden die Azoren entdeckt und besetzt, ein einigermaßen rätselhafter Vorgang, liegen diese Inseln doch weitab von der bisher eingeschlagenen Richtung 1400 Kilometer westlich von Portugal mitten im Atlantik und sind schwer zu erreichen, weil Winde und Meeresströmungen von dort gegen Europa gerichtet sind. Am wahrscheinlichsten wäre eine Berührung bei der Rückkehr von Afrika, die zur Ausnutzung der Wind- und Strömungsverhältnisse am besten in einem weiten Bogen nach Westen erfolgte. Sobald das bekannt war, wäre die angebliche Entdeckung bereits im 14. Jahrhundert bei der Heimreise von den Kanaren durchaus möglich gewesen. Allerdings erzeugt das Azorenhoch im Frühsommer auch Ostwinde, die eine Westfahrt ermöglichen.

1433 versuchte Prinz Heinrich erneut, die Kanarischen Inseln von Kastilien zu erwerben, bemerkenswert, weil von beiden Mächten erstmals der Papst zur Unterstützung ihrer Ansprüche bemüht wurde. Heinrich scheiterte ebenso wie 1437 mit dem unter seinem Kommando unternommenen Versuch, Tanger zu erobern. Hingegen glückte 1434 einem Mitglied seines Hofstaates ein entscheidender Schritt zur weiteren Erschließung der afrikanischen Westküste, wohin seine Leute seit langem immer wieder ausgefahren waren: die Umschiffung des Kap Bojador. Möglicherweise hat es sich dabei aber nicht um das heutige Vorgebirge dieses Namens gehandelt, sondern um Kap Juby weiter nördlich auf der Breite der Kanarischen Inseln. Doch wie auch immer, damit war eine geographische Barriere bezwungen, aber vor allem eine mentale. Nicht nur die Gefahr der unwirtlichen Küste, die weit ins Meer hinausragenden Untiefen und der ständige Nebel hatten die Seefahrer abgeschreckt, sondern auch die traditionellen Vorstellungen von dem, was sie jenseits davon erwarten würde, Ängste, die eine interessierte marokkanische Propaganda geschickt zu schüren verstand: eine lebensfeindliche Wüste und Strömungen, die keine Rückkehr gestatten würden – gab es nicht die Vorstellungen von Tropen, die so heiß seien, dass es unmöglich sei, lebend auf die Südhalbkugel zu gelangen, von den Wirbeln und Ungeheuern der Seefahrermärchen ganz zu schweigen? Doch sieh da, jenseits des Kaps sah die Welt nicht anders aus. Man konnte unbesorgt weiter vordringen und tat es auch.

Der Hofchronist Azurara nennt uns die Motive, die den *Seefahrer*, der persönlich nur beim Übersetzen nach Ceuta und Tanger zur See gefahren ist, zum Promotor der Entdeckungen machten: Erstens die Begier, durch große Taten im Dienste Gottes und des Königs Ruhm zu gewinnen, entweder durch Erfolge gegen die Muslime oder durch Entdeckungen, die kein anderer gewagt hatte. Zweitens die Hoffnung auf neue, vor allem christliche Handelspartner Portugals. Drittens der Wunsch zu erkunden, wie weit die Macht des musli-

II Anfänge des europäischen Atlantik

mischen Erbfeindes eigentlich reichte, und viertens die Erwartung, in dessen Rücken christliche Bündnispartner zu finden. Schließlich fünftens der Wunsch, den Glauben zu verbreiten und durch die Rettung vieler Seelen ebenso viele Fürsprecher im Himmel zu gewinnen. In letzter Instanz hat nach Azurara aber die Stellung der Gestirne Heinrich zu einem erfolgreichen Eroberer bestimmt. Mit was für hintergründigen Triebkräften heutige Historiker stattdessen zu rechnen haben, wurde bereits dargelegt. Es wurde sogar behauptet, der eigentliche Promotor der frühen Entdeckungsfahrten sei nicht Heinrich, sondern sein Bruder, der Regent Prinz Peter, gewesen. Heinrich hingegen sei erst von Azurara gezielt zum legendären *Seefahrer* und damit zu einem portugiesischen Nationalmythos aufgebaut worden.

Zumindest zwei weit verbreitete Vorstellungen von Heinrich können der Kritik in keinem Fall standhalten. Zum einen war sein Entdeckerverwillen nicht moderner, wissenschaftlicher Natur, sondern elementar, von Neugier und Ruhmsucht bestimmt. Heinrich war eine sympathische und imponierende Persönlichkeit von heftigem Ehrgeiz und Machtwillen und mit viel Sinn für die wirtschaftlichen Möglichkeiten seiner Stellung, obwohl seine großen Projekte anscheinend mehr Geld verschlangen als er aufreiben konnte. Aber er war kein Gelehrter. Zum anderen lässt sich nicht beweisen, trotz einer zeitweiligen *communis opinio* der Literatur, dass bereits er von vorneherein die Erreichung Vorderindiens auf dem Seeweg geplant und von langer Hand vorbereitet habe. Erst gegen Ende seines Lebens ist in päpstlichen Bullen von Fahrten *usque ad Indos* die Rede und 1502 behauptete König Manuel I.:

Der Infant Dom Henrique, mein Oheim, begann mit der Entdeckung Guineas in der Absicht und mit dem Wunsche, von der Küste des genannten Landes Guinea aus Indien zu entdecken und aufzusuchen (Hennig, Bd. 4, 8).

Wir dürfen aber nicht übersehen, dass mit Indien auch das *dritte Indien*, nämlich Äthiopien gemeint sein kann und angesichts seiner strategischen Bedeutung im Rücken der Moslems und der noch ungenauen Vorstellungen vom Osten wahrscheinlich auch gemeint war.

Zunächst ging es ohnehin um näherliegende Dinge. Nach einer Pause infolge von Spannungen wegen des Herrscherwechsels ließ Heinrich 1440 die Expeditionen wiederaufnehmen. 1441 wurden im Gebiet von Rio de Oro die ersten Sklaven gefangen, was mehr Aufsehen erregte als die Umschiffung des Kap Bojador, so dass Heinrich bald heftigen Zulauf von Geschäftemachern aller Art erhielt. Daraufhin ließ er sich vom Regenten Peter 1443 das Monopol für Fahrten südlich von Kap Bojador verleihen. Nur mit seiner Lizenz und gegen Entrichtung des eigentlich der Krone zustehenden fünften Teils des

Ertrags an ihn waren künftig Reisen zulässig. In den vierziger Jahren fuhren über 50 Schiffe in das Gebiet zwischen Kap Blanco und dem heutigen Guinea-Bissau, die meisten zur Sklavenjagd. In Arguim südlich von Kap Blanco bestand von 1461 bis 1638 eine portugiesische Sklavenhandelsstation. Auf das Jahr 1444 bezieht sich der berühmte Bericht des Chronisten:

Endlich gefiel es Gott, dem Belohner guter Taten, ihnen für die mannigfachen in seinem Dienst erlittenen Drangsale einen siegreichen Tag, Ruhm für ihre Mühen und Ersatz für ihre Kosten zu gewähren, denn an Männern, Frauen und Kindern wurden zusammen 165 Stück gefangen, neben denen, die umkamen oder getötet wurden (Azurara 17).

Der Verkauf dieser Beute in Lagos in der Algarve, unweit der seit 1443 entstandenen Residenz des Prinzen im Bereich von Sagres, wird von demselben Chronisten als höchst werbewirksames Spektakel ebenso ausführlich wie sentimental geschildert, wobei er sich ausführlich über die Humanität der portugiesischen Haussklaverei verbreitet – von Plantagensklaverei spricht er nicht. Um 1530 soll Portugals Bevölkerung im Durchschnitt zu 3 Prozent afrikanischer Herkunft gewesen sein; in Lissabon waren es ca. 10 Prozent. Auf dieser Grundlage wurde Heinrich später zum Ahnherrn der portugiesischen Kolonialideologie einer Assimilation der Rassen gemacht.

1446 wurde Heinrichs Monopolprivileg auf die Kanarischen Inseln ausgedehnt, auf denen er nun energisch Fuß zu fassen versuchte – vergebens, 1454 wurden seine Leute von den Kastiliern vertrieben. An der Küste liefen die Dinge hingegen nach wie vor gut, so gut, dass portugiesisches wie ausländisches Kapital in Afrikafahrten investiert wurde; angeblich ging nur noch ein Drittel der Reisen auf Initiative des Prinzen zurück. 1455 und 1456 unternahm der venezianische Kaufmann Alvise Cadamosto zwei Fahrten, von denen er eine lebendige Schilderung hinterlassen hat. Er tat sich mit seinem genuesischen Kollegen Antoniotto Usodimare zusammen – bemerkenswert auch deswegen, weil wir von diesem zuverlässig wissen, dass er seine Reise versichert hatte. 1456 haben die beiden angeblich die Kapverdischen Inseln entdeckt, was aber auch einem anderen Italiener, Antonio de Noli, für 1462 zugeschrieben wird. Sogar einen Skandinavier führte das Interesse an Afrika an den Hof Heinrichs.

Doch so sehr die Krone fremdes Kapital zu Investitionen ermutigte, traditionsgemäß in erster Linie von Italienern und Juden, so eifersüchtig bemühte sie sich, fremde Herrscher fernzuhalten. England und Frankreich waren mit eigenen Problemen beschäftigt, Kastiliens andalusische Küste aber lag viel zu günstig, als dass nicht trotz innerer Wirren Expeditionen nach Afrika ausge-

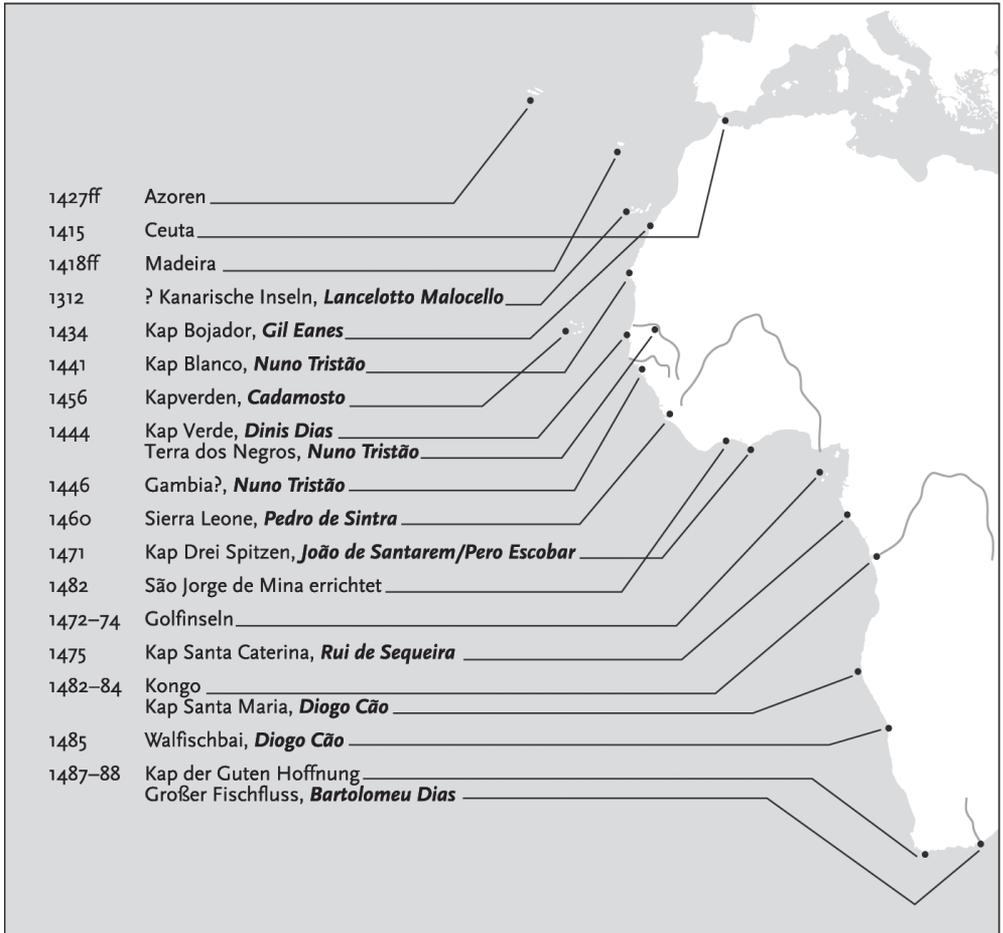
II Anfänge des europäischen Atlantik

fahren wären und die Fischer der östlich an die portugiesische Algarve anschließenden spanischen Niebla die fischreiche *mar pequena* bis Kap Bojador aufgesucht hätten, vom Anspruch auf die Kanarischen Inseln ganz abgesehen. 1449 erhielt der spanische Herzog von Medina Sidonia von seinem König ein Monopolprivileg für die Küste bis Kap Bojador.

In den Rahmen der portugiesischen Versuche, die kastilische Konkurrenz von Afrika fernzuhalten, gehören die drei päpstlichen Bullen (Urkunden) *Dum diversas* (1452), *Romanus Pontifex* (1455) und *Inter cetera* (1456), die den portugiesischen Vorstellungen und zum Teil bereits getroffenen Regelungen entsprachen. Päpstliche Bullen pflegten ja ohnehin dem Text der ihnen zugrundeliegenden Bittschrift bis ins Detail zu folgen. Aber Nikolaus V. und Calixtus III. hatten Grund, sich Portugal verpflichtet zu fühlen, denn Alfons V. war der einzige Herrscher, der nach der Eroberung Konstantinopels durch die Türken 1453 die päpstlichen Kreuzzugsaufrufe mit Rüstungen beantwortete, die dann allerdings 1458 zur Eroberung des Küstenplatzes Alcáçer-Ceguer zwischen Ceuta und Tanger verwendet wurden – nicht umsonst heißt die damals eingeführte Goldmünze *cruzado*! Die 1452 noch verhältnismäßig allgemein gehaltene Kreuzzugsaufforderung mit den dazugehörigen Privilegien wird 1455 ausdrücklich auf das Werk Heinrichs des Seefahrers umorientiert, konkretisiert und zugleich erweitert, so dass man *Romanus Pontifex* nicht ganz zu Unrecht als *Charta des portugiesischen Imperialismus* bezeichnet hat.

Der Papst bezieht sich auf die Besetzung der atlantischen Inseln, die Umschiffung Afrikas und die erhoffte Kontaktaufnahme mit den Christen des Ostens. Er autorisiert den König oder den Prinzen ausdrücklich zur Bekämpfung, Unterwerfung und Versklavung der an diesem Wege lebenden Muslime (das ist Kreuzfahrertradition) und Heiden (das ist neu). Zum Schutze dieses Heilswerkes verbietet der Papst allen anderen Fürsten, selbst dem Kaiser, in diesen Gebieten Seefahrt, Fischfang, Handel, Eroberung oder sonst etwas zu betreiben, bei Strafe der Exkommunikation für Individuen, des Interdikts für Kollektive, wobei die Lossprechung die vorherige Einigung des Schuldigen mit der Krone Portugal voraussetzt. Die Bulle von 1456 schließlich bestätigte die vorigen und errichtete ein entsprechendes kirchliches Monopol. Der portugiesische Christusorden erhielt ausschließliche quasibischöfliche Rechte über alle portugiesischen Eroberungen. Dieser Christusorden, eine 1318 gegründete Auffangorganisation für die damals unterdrückten Tempelritter, stand unter der Verwaltung des Prinzen Heinrich. Seine Einkünfte dienten mit zur Finanzierung der Afrika-Projekte. Er blieb in der Hand von Mitgliedern des Königshauses, bis die Großmeisterwürde 1551 mit der Krone vereinigt wurde.

86 Worauf es ankam, wurde spätestens durch die außergewöhnlich feierliche



Vordringen der Portugiesen an der afrikanischen Küste

Abb. 15

Publikation der Bulle *Romanus Pontifex* in der Kathedrale von Lissabon unter Heranziehung aller westeuropäischen ausländischen Vertreter deutlich: auf Legitimation eines Monopols. Nun fühlten sich die Portugiesen zur brutalen Durchsetzung ihres Ausschließlichkeitsanspruchs berechtigt. Es wird berichtet, sie hätten einem als Eindringling ertappten genuesischen Kaufmann die Hände abgehackt wie einem gemeinen Dieb, war er doch an fremdem Eigentum erwischt worden. Die Kooperation mit Italienern galt nämlich für einzelne, aber keineswegs für alle. Schon 1434/35 lief eine portugiesische Flotte zur Aufbringung der Schiffe genuesischer Konkurrenten im Mittelmeer aus.

Auch mit Kastiliern gedachte man nicht besser umzuspringen, aber diese waren mächtiger. Als 1474 König Heinrich IV. von Kastilien starb, war die

II Anfänge des europäischen Atlantik

Nachfolge strittig zwischen seiner Schwester Isabella, die seit 1469 mit Ferdinand von Aragon vermählt war – die Vereinigung Spaniens stand vor der Tür –, und seiner Tochter Johanna, um deren Hand sich eilends ihr Onkel Alfons V. von Portugal bewarb. Krieg war die Folge, wobei Isabella energisch die afrikanische Karte ausspielte und Expeditionen bis nach Guinea entsandte. Erst der Friede von Alcáçovas klärte 1479 die Lage – wie die weitere Entwicklung zeigen sollte, endgültig. Königin Isabella erkannte das portugiesische Monopol für alle Gebiete südlich der Breite der Kanarischen Inseln an; diese selbst fielen jetzt für immer an Kastilien.

Die Kanaren waren als traditioneller Zankapfel auch in dieser kastilisch-portugiesischen Auseinandersetzung ein Nebenkriegsschauplatz gewesen. 1477 hatte Isabella portugiesische Vorstöße mit Entsendung einer Streitmacht der kastilischen Krone beantwortet. Der letzte Feudalherr wurde abgefunden und die Eroberung des Archipels unter Leitung königlicher Amtsträger in Angriff genommen. Freilich war der Mitteleinsatz bescheiden und beruhte nicht zuletzt auf der Beteiligung in Sevilla ansässiger genuesischer Finanziers, die dem Hofe nahestanden – dieselbe Personengruppe, die wenig später Columbus finanzieren sollte. Zum Teil wurden die Eroberer aber auch mit der Zusage von Beuteanteilen bezahlt, die sie erst einmal erkämpfen mussten – wie später in Amerika.

Im Unterschied zu allen anderen atlantischen Inseln, die im 15. Jahrhundert von Portugiesen besiedelt wurden, waren die Kanaren nämlich nicht unbewohnt gewesen. Unser Wissen von den Vorbewohnern ist allerdings ziemlich lückenhaft. Denn soweit sie nicht von den Siedlern assimiliert wurden, sind sie bis zum späten 17. Jahrhundert ausgestorben. Die Bevölkerung war ethnisch, sprachlich und kulturell von Insel zu Insel verschieden und alles in allem ziemlich uneinheitlich; von heller wie von dunkler Hautfarbe ist die Rede; meistens wird Verwandtschaft mit den nordwestafrikanischen Berbern unterstellt. Als *Guanchen* wurden ursprünglich nur die Bewohner von Teneriffa bezeichnet. Allerdings war merkwürdigerweise auf allen Inseln die Seefahrt unbekannt. Es handelte sich um eine Steinzeitkultur bescheidenen Niveaus mit Getreideanbau und Ziegenhaltung. Manche gingen nackt, andere trugen Kleidungsstücke aus Häuten oder Palmblättern. Die Inseln waren in der Regel unter mehreren Häuptlingen aufgeteilt; es scheint durchaus eine soziale Hierarchie gegeben zu haben. Die Einschätzung durch die Europäer schwankte zwischen dank Bedürfnislosigkeit glücklichen Naturkindern – immerhin hatte man schon in der Antike auf den Kanaren die *Inseln der Seligen* lokalisiert – und lasterhaften Halbtieren.

Obwohl die Vorbewohner nicht sehr zahlreich gewesen sein dürften – man rechnet für die größeren Inseln mit etlichen Tausend – wussten sie sich lange

gegen die Eroberer zu behaupten und ihnen mit Stöcken und Steinen immer wieder Niederlagen beizubringen. Bethencourt und seine Nachfolger blieben auf den trockenen Inseln Lanzarote und Fuerteventura im Osten sitzen. Auf Gomera konnten sie nur einen Stützpunkt unterhalten, während die drei anderen großen und klimatisch begünstigten Inseln La Palma, Teneriffa und Gran Canaria fast hundert Jahre ihre Freiheit behaupten konnten. Erst zwischen 1477 und 1496 wurden sie erobert, wobei den Kastiliern die Uneinigkeit der Häuptlinge zu Hilfe kam. Manche davon wurden rasch loyale Untertanen, andere leisteten bis zum Schluss Widerstand. Demgemäß schwankte die kastilische Politik zwischen Gleichberechtigung für diese neuen Untertanen und brutalem Terror.

Soweit sie nicht getötet oder als Sklaven verkauft wurden, erlagen die Vorbewohner nach engerem Kontakt mit den Europäern rasch verschiedenen Infektionskrankheiten. Bei der Verteilung des eroberten Landes in *Repartimientos* in der Art der *Reconquista* brauchte man sie daher kaum noch zu berücksichtigen. Sie waren den Siedlern jetzt an Zahl unterlegen. Einige scheinen noch eine Zeitlang in Rückzugsgebieten überlebt zu haben. Unter den Siedlern spielten Portugiesen, vor allem solche aus dem inzwischen überfüllten Madeira, und Italiener neben den Kastiliern eine große Rolle. Die Inseln lieferten Farbstoffe, Rohrzucker, Getreide und Wein. Die Einfuhr afrikanischer Sklaven blieb zwar nicht aus, aber nicht für die Zuckerplantagen; das Zuckerrohr wurde von Anteilpächtern angebaut. Mit dem Aufschwung der Neuen Welt sollte dann die ökonomische Bedeutung der Kanarischen Inseln wieder sinken. Ihre Zuckerproduktion erlag Ende des 16. Jahrhunderts der brasilianischen Konkurrenz. Sie behielten aber eine Schlüsselposition als Drehscheibe des Schiffsverkehrs. Seit 1634 war der Längengrad der westlichsten Insel Ferro oder Hierro der Nullmeridian des Weltgradnetzes; erst 1888 wurde er von Greenwich abgelöst!

Die Portugiesen, die beim Tode des Prinzen Heinrich 1460 Sierra Leone erreicht hatten, waren längst weiter an der afrikanischen Küste vorgedrungen, obwohl König Alfons V. auch das marokkanische Eroberungsprogramm erfolgreich wiederbelebt hatte. 1471 brachte er Tanger, Safi und drei weitere Städte in seine Hand. Das Afrika- und Entdeckungsgeschäft hatte er unterdessen von 1469 bis 1475 einem prominenten Neuchristen aus Lissabon namens Fernão Gomes verpachtet, mit der Auflage, die Erkundung jährlich 100 *léguas*, das sind rund 550 km, voranzutreiben. Bis zum Auslaufen des Kontraktes waren Gomes' Leute tatsächlich über den Äquator hinweg bis zum Kap Santa Caterina im heutigen Gabun gelangt. Die Sache muss sich gelohnt haben, denn Gomes zahlte für ein Jahr Verlängerung (1474/75) 300 *milreis* statt wie bisher

II Anfänge des europäischen Atlantik

200 und leistete für die vergangenen Jahre eine Nachzahlung von 50 Prozent. Das große Abenteuer war zum großen Geschäft geworden. Als 1514 nach einer Zwischenzeit direkter Verwaltung das Guineamonopol erneut verpachtet wurde, betrug die Pachtsumme das Fünffache.

Die Portugiesen waren ja längst von Raubzügen und Sklavenjagden zum friedlichen Handel übergegangen und drangen in diesem Zusammenhang immer wieder ins Innere Westafrikas vor. Sie hatten sich diesen teilweisen Verzicht auf den Kreuzzug vorsorglich sogar in den erwähnten päpstlichen Bullen legitimieren lassen. Gegen zahlreiche kriegerische Afrikaner lohnte sich Gewalt einfach nicht. Das Kronmonopol für den Afrikahandel umfasste insbesondere Gold, Sklaven, Pfeffer und Elfenbein. Lange trugen Abschnitte der Guineaküste Namen nach diesen seit der Portugiesenzeit nach Europa exportierten Haupterzeugnissen; von West nach Ost folgen aufeinander die Pfefferküste in Liberia, die Elfenbeinküste im gleichnamigen Staat, die Goldküste in Ghana und die Sklavenküste in Togo, Dahomey und Nigeria. Während uns für den Elfenbeinhandel die Quellen fehlen, wissen wir, dass die Portugiesen aus dem heutigen Liberia ein pfefferähnliches Gewürz, den sogenannten Malaguettpfeffer (*Aframomum*, ein Ingwergewächs) bezogen, aus der Bucht von Benin aber eine Abart des echten Pfeffers (*Piper*); im Jahresmittel 1491 bis 1514 waren es 370 bzw. 110 Quintalen zu Preisen zwischen 8 und 15 Cruzados. Als die Portugiesen jedoch indischen Pfeffer einzuführen begannen und Spanier, Franzosen und Engländer zur Umgehung des portugiesischen Indienmonopols ihren Pfefferbedarf in Guinea zu decken versuchten, wurde dieses Geschäft im 16. Jahrhundert verboten.

Das erste afrikanische Gold war schon zusammen mit den ersten Sklaven in den vierziger Jahren nach Portugal gebracht worden, wurde aber offensichtlich diskreter behandelt als diese. 1454 rechnet es König Alfons V. seinem Onkel Heinrich jedoch ausdrücklich als Verdienst an, dass viel Gold aus Afrika nach Portugal fließe. Portugal hatte schon 1434 zur Goldprägung zurückkehren können. 1457 wurde dann als neue Münze der $23\frac{3}{4}$ -karätige Cruzado eingeführt. Ferner zog der portugiesische Handel das inzwischen in Mitteleuropa wieder reichlicher geförderte Silber in solchen Mengen an, dass 1489 auch die Prägung von Silbermünzen wieder aufgenommen werden konnte. 1471 wurde unter Gomes der Handel des heutigen Ghana mit dem Gold von Aschanti entdeckt, was Gomes den Adelstitel *da Mina* einbrachte. 1481, kaum war der Krieg mit Spanien beendet, ließ die Krone dort das Fort São Jorge da Mina errichten. Nach den lückenhaft erhaltenen Registern von Mina (oder Elmina) flossen von dort 1517 bis 1561 jährlich zwischen 150 und 450 Kilogramm Feingold in die Münze von Lissabon. Dazu kamen das Gold von Arguim und weitere Importe von Privatleuten,

die von 1494 bis 1513 zwischen 52 und 371 Kilogramm schwankten. In den Jahren 1500 bis 1520 lieferte Guinea insgesamt jährlich mindestens 700 Kilogramm Gold nach Portugal – die neuentdeckten Goldländer Amerikas brachten es demgegenüber 1503 bis 1540 auch nur auf durchschnittlich 904 Kilogramm.

Nach Mitte des 16. Jahrhunderts erfolgte dann ein Umschlag. Der Unterhalt der Festung Elmina kostete nun mehr, als der Goldhandel einbrachte. Hauptursache war die Konkurrenz. Spanier, Engländer, Niederländer, Franzosen, ja sogar Marokkaner griffen zu Schiff in solchem Umfang in den Guineahandel ein, dass Philipp III. von Spanien und Portugal 1613 vermuten konnte, die Niederländer finanzierten mit ihren Gewinnen aus Guinea ihre Expeditionen nach Ostindien. Außerdem war es den Portugiesen nie gelungen, den Goldhandel vollständig nach Westen und Süden zum Meer abzulenken. Die Bewohner der Goldländer und der Savannenreiche konnten Salz, Kupfer und Textilien aus dem Norden günstiger beziehen als von den Portugiesen. Als dann gegen Ende des 16. Jahrhunderts Mulai Achmed el-Mansur (der Sieger) von Marokko nach Süden ausgriff und schließlich 1591 sogar Timbuktu eroberte, wurden die Goldkarawanen wieder nach Norden abgelenkt. Schließlich fielen 1637 Elmina, 1638 Arguim in die Hand der gefährlichsten Konkurrenz, der Niederländer.

Von der vierten Warengattung, den Sklaven, kamen bis 1448 insgesamt 927, von 1486 bis 1493 dann 3589 nach Lissabon. Portugals Eigenbedarf rührte aber weniger von den Bedürfnissen des Mutterlandes her als von der Nachfrage der Atlantikinseln, deren wirtschaftliche Bedeutung häufig unterschätzt wird. Madeira lieferte zunächst Holz, Farbstoffe und Fische und sollte dann zur Getreideversorgung des Mutterlandes beitragen. Aber Mitte des 15. Jahrhunderts war es bereits zum führenden Zuckerproduzenten geworden, der nicht nur die iberische Halbinsel, sondern über Antwerpen und durch die deutsche Firma Welser auch Mitteleuropa belieferte. 1498 betrug das Exportkontingent 120 000 Arrobas (1800 t). Im 16. Jahrhundert wurde die Zuckerproduktion jedoch mehr und mehr vom Weinbau verdrängt. Eine Konkurrenz für Zucker waren weniger die Azoren, die sich besonders auf den Farbstoff Pastell spezialisiert hatten, als die unter Gomes entdeckten Inseln im Golf von Guinea. São Tomé soll 1512 schon 60 mit Sklaven betriebene Plantagen gezählt haben, 1554 wurden 150 000 Arrobas (2250 t) Zucker nach Antwerpen exportiert. Zum Weltgeschäft wurde der mit der Zuckerproduktion verschwisterte Sklavenhandel aber erst, als Amerika seinen Bedarf an Arbeitskräften anmeldete, vor allem nachdem der Zuckeranbau dorthin übertragen worden war.

Die Errichtung der Festung Elmina 1481 durch eine Flotte, die vorgefertigte Bauteile mitbrachte, zeigt den neuen Stil weitsichtiger rationaler Planung, der für Johann II. (1481–1495) kennzeichnend war. Wir haben ihn bereits in Fragen

II Anfänge des europäischen Atlantik

der Navigation kennengelernt. Johann II. war schon als Kronprinz seit 1473 für Afrika verantwortlich. So wurde er zum eigentlichen Urheber des indischen Reiches, auch wenn er den Erfolg nicht mehr erleben sollte. Wahrscheinlich hat erst er die Erreichung Vorderindiens und die Übernahme des venezianischen Gewürzhandelsmonopols zum Ziel gemacht. Nicht nur dass unter ihm überhaupt zum ersten Mal von den Gewürzen Indiens die Rede ist, seine Taten sprechen noch deutlicher als die Worte.

Zunächst wurden die Küstenfahrten wieder aufgenommen. Obwohl die Quellenlage dazu verhältnismäßig ungünstig ist, lassen sie sich bisweilen archäologisch rekonstruieren, denn die Kapitäne brachten aus Portugal Steinfleiler mit einem Kreuz, dem portugiesischen Wappen und einer Inschrift mit, die sie als Zeichen der Besitzergreifung an markanten Punkten aufzupflanzen hatten (*padrões*, Einzahl *padrão*). Einige sind erhalten geblieben. Der bewährte Kapitän Diogo Cão entdeckte zwischen 1482 und 1484 den Kongo und erreichte Kap Santa Maria unter dem 13. Grad südlicher Breite im heutigen Angola. Seine und seines Nachfolgers Leistungen verdienen deswegen besondere Beachtung, weil sie ab Gabun gegen Strömungen und Winde ankämpfen mussten, die an diesem Teil der Küste vorwiegend nach Norden verlaufen, während man sich bisher von ihnen hatte nach Süden oder Osten tragen lassen können. Auf einer zweiten Reise stieß Cão vermutlich 1485 bis zur Walfischbai in Namibia vor.

Angeblich soll der Nürnberger Martin Behaim an der zweiten Fahrt Cãos teilgenommen haben. Er kam 1476 als Handelsagent in die Niederlande und 1484 nach Portugal, wo er sich verehelichte und 1507 starb. Bei einem vorübergehenden Aufenthalt in der Heimat entstand 1492/93 der berühmte *Erdapfel*, der älteste erhaltene Globus, auf dem eine Eintragung von dieser Afrikafahrt spricht. Ähnliches liest man in der 1493 erschienenen Chronik des Nürnbergers Hartmann Schedel. Allerdings sind Bilder und Texte auf dem Globus eine bunte Mischung aus traditionellen geographischen Vorstellungen nach Ptolemaeus, Mandeville und vielen anderen einerseits und neuen Erkenntnissen über die atlantischen Inseln und die afrikanische Westküste andererseits. Auch wenn Behaims Bedeutung für die Entdeckungen von Deutschen gerne patriotisch überschätzt wurde, so hat er doch Informationen darüber an deutsche Geschäftsleute weitergegeben, die daran sehr interessiert waren.

Die Entdeckung des Kongoflusses durch Cão führte rasch zu Kontakten mit dem dortigen einheimischen Herrscher, der seinen Sitz Mbanza Congo unweit südlich des Stromes hatte (heute São Salvador im äußersten Norden Angolas). 1490 kamen die ersten portugiesischen Missionare ins Land. 1506 gewann der getaufte Fürstensohn Dom Afonso, zuvor Nzinga Mbemba, vermutlich nicht

ohne portugiesische Hilfe die Oberhand über einen heidnischen Rivalen, um bis 1543 zu herrschen. Mit Hilfe seiner königlichen Amtsbrüder in Portugal gedachte er sein Land zu entwickeln; 29 zu diesem Zweck nach Lissabon gerichtete Briefe haben sich erhalten. Die portugiesischen Antworten sind verloren, wir besitzen aber andere aufschlussreiche Dokumente, darunter eine Art von Entwicklungshilfeprogramm von 1512 mit dem Ziel der Übertragung der portugiesischen Kultur in den Kongo, wobei dem Christentum die zentrale Rolle zugedacht war. 1508 hatte Dom Afonso seinen Sohn Dom Henrique zum Studium nach Portugal geschickt, 1518 wurde der Prinz vom Papst zum Bischof ernannt und 1521 als erster und für lange Zeit letzter Afrikaner auch geweiht. Die portugiesisch-kongolesischen Beziehungen litten aber von Anfang an darunter, dass Entwicklungshilfe und Mission mit dem Handel, insbesondere dem Sklavenhandel konkurrierten, sogar bei den im Kongo anwesenden Missionaren selbst. Und die Portugiesen-Kolonie auf São Tomé wusste ein Vermittlermonopol zu behaupten und direkte Kontakte des Kongo mit Portugal zu verhindern. São Tomé war aber im Interesse seiner Plantagen ein Zentrum des Sklavenhandels, der sich zunächst mit afrikanischen Gepflogenheiten durchaus vereinbaren ließ, in europäischer Hand aber rasch zur Landplage wurde. Edlere Absichten konnten sich bei dieser Interessenlage nicht durchsetzen.

Vor allem trat der Kongo wie später Brasilien für die portugiesische Krone gegenüber Indien in den Hintergrund. 1485 wählte sich Johann II. bereits am Eingang des arabischen Meeres. Als sich herausstellte, dass sich die afrikanische Küste weiter nach Süden erstreckte, wurde ab 1487 ein dreigliedriger Plan ins Werk gesetzt, dessen Operationen einander ergänzen sollten. Erstens sollte im Inneren Afrikas erkundet werden, ob hier nach Osten und zum Priester Johannes zu gelangen sei. Neben dem Kongo wurden in den achtziger Jahren Kontakte mit dem Reich Benin im heutigen Nigeria aufgenommen. Dessen berühmte Bronzeplastiken bildeten im 16. Jahrhundert Europäer ab. Vor allem aber stand der Senegal längst im Verdacht, der von manchen Geographen postulierte Westarm des Nils zu sein. Versuche, sich in die Politik der dortigen Wolof einzuschalten, verliefen aber wenig erfolgreich.

Inzwischen hatten sich die beiden anderen Wege als günstiger erwiesen. Bartolomeu Dias hatte 1487 die Küstenfahrt nach Süden wieder aufgenommen. Aus der Gegend des heutigen Namibia vom Sturm tagelang nach Süden aufs Meer getrieben, segelte er schließlich wieder nach Norden und landete bereits an der Südostküste Afrikas, wahrscheinlich in der Mossel-Bai. Weiter östlich, vermutlich am Großen Fischfluss, wurde er von seiner Mannschaft zur Umkehr gezwungen. Auf der Rückreise besuchte er das Kap der Guten Hoffnung. Er soll es angeblich *Kap der Stürme* genannt und erst der

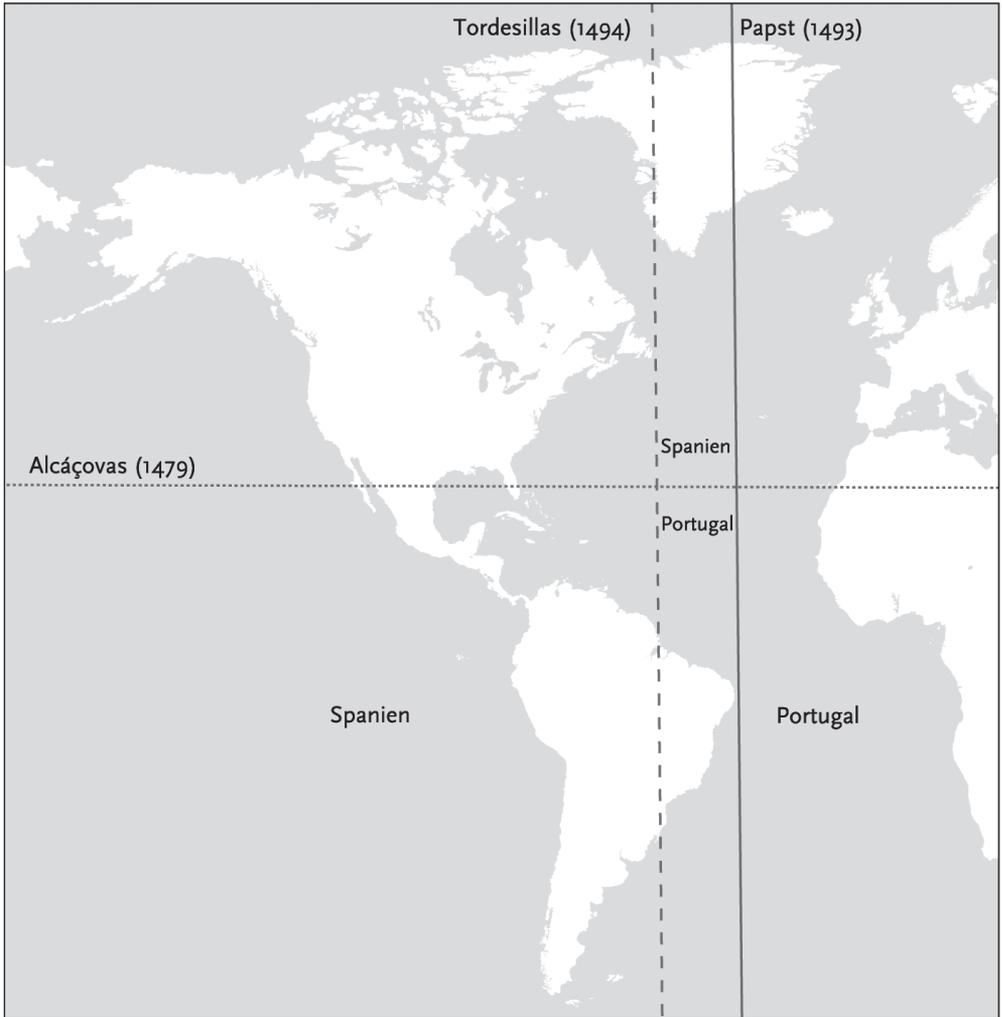
II Anfänge des europäischen Atlantik

König diesen freundlicheren Namen geschaffen haben. Das war im Frühjahr 1488.

Aber Johann hatte noch ein drittes Eisen im Feuer. Ebenfalls 1487 schickte er zwei Späher aus, die als Moslems verkleidet die islamische Barriere überwinden sollten. Das Florentiner Bankhaus Marchioni war an der Finanzierung des Unternehmens beteiligt. Alfonso de Paiva hatte Briefe an den Priester Johannes dabei, den man inzwischen mit dem Negus in Abessinien identifizierte. Pero da Covilhã, ein sprachkundiger Abenteurer, den man heute wohl als berufsmäßigen Geheimagenten bezeichnen würde, sollte Indien erkunden. In Kairo trennten sie sich; de Paiva starb bald danach. Da Covilhã fuhr auf dem Seeweg nach Indien, erkundete die Malabarküste und das Gewürzgeschäft auf das genaueste und muss auf dem Rückweg den Persischen Golf und die afrikanische Ostküste besucht haben. Denn in seinem Bericht, den er 1490 von Kairo aus durch einen Juden, der im Auftrag des Königs auf ihn wartete, nach Lissabon schickte, betonte er, dass Sofala (im heutigen Mosambik), wohin er gelangt war, von Guinea auf dem Seeweg rund um Afrika erreicht werden könne. Dann ging da Covilhã nach Äthiopien, wo er zu hohen Ehren, einer Ehefrau und zahlreichen Kindern gelangte, aber bis zu seinem Ende festgehalten wurde.

Nun hätte Johann II. detaillierte Informationen nicht nur über das Gewürzgeschäft Vorderindiens, sondern auch über die gesamte afrikanische Küste außer einer Strecke von nur 15 Breitengraden zwischen dem Großen Fischfluss und Sofala besessen, falls da Covilhãs Bericht, der im Original nicht erhalten ist, ihn erreicht haben sollte, was wir nicht wissen. Dagegen spricht, dass der erste Indienfahrer Vasco da Gama zwar zielgerecht ein Schreiben an den Herrscher des bekannten Gewürzmarktes Calicut mit auf den Weg bekommen hat, aber ansonsten eine auffallende Unkenntnis indischer Verhältnisse an den Tag legte und mit Geschenken ausgestattet war, die eher afrikanischen als indischen Gepflogenheiten entsprachen. Hätte er nicht dank da Covilhã besser informiert sein müssen?

War es wegen dieser Informationslücke, dass fast zehn Jahre verstrichen, bis ein neuer, dieses Mal erfolgreicher Vorstoß in Richtung Indien unternommen wurde? Wir wissen es nicht. Es erscheint jedoch plausibel, dass eine Häufung dramatischer Ereignisse im Mutterland diese Verzögerung verursacht hat: Heftige Kämpfe in Marokko seit 1487, der Tod des Kronprinzen 1491, die Massenflucht von aus Spanien vertriebenen Juden nach Portugal 1492, die Entdeckung des Columbus im selben Jahr, die einen Augenblick lang die weitere Verfolgung der östlichen Route überflüssig erscheinen lassen konnte. Vor allem musste die Rechtslage mit Spanien geklärt werden, was in Abwandlung



Die Demarkationslinien von Alcáçovas und Tordesillas

Abb. 16

einer päpstlichen Entscheidung von 1493 durch den Vertrag von Tordesillas 1494 geschah. Zusätzlich zur Nord-Süd-Grenze von 1479 (Alcáçovas) wurde Portugal auf die Gebiete östlich des 370 leguas westlich der Kapverdischen Inseln verlaufenden Längengrades ($46^{\circ} 37'$ w. L.) beschränkt. Dazu kam 1495 der Herrscherwechsel von Johann II. zu Manuel I. (1495–1521). Darüber hinaus gibt es die beliebte Hypothese geheim gehaltener Erkundungsfahrten im Südatlantik zwischen 1488 und 1497. Vasco da Gama hat zwar die afrikanische Küstenroute mit ihren Gegenwinden und Gegenströmungen gemieden. Wir

II Anfänge des europäischen Atlantik

wissen aber nicht, ob diese Volta auf genaue Kenntnis der südatlantischen Wind- und Strömungsverhältnisse zurückzuführen ist. Allerdings soll den Portugiesen die Volta zumindest im Nordatlantik möglicherweise schon im 14. Jahrhundert, sicher aber seit 1436 vertraut, ihre Nutzung seit 1446 selbstverständlich gewesen sein.

4

Inseln und Küsten Amerikas

Die Tat des Columbus hat ihre Wurzeln in der mediterranen und der iberischen Welt. Cristoforo Colombo wurde 1451 in Genua als Sohn einer ligurischen Weberfamilie geboren. In den siebziger Jahren finden wir ihn als Seemann im Dienst genuesischer Handelshäuser, wobei er schließlich in Portugal landete und die Tochter des Hauptmanns der Insel Porto Santo bei Madeira heiratete, der ebenfalls italienischer Abstammung und ein Mitarbeiter des Promotors der portugiesischen Entdeckungen, des Infanten Heinrich des Seefahrers, war. Diese Verbindung ist keineswegs zufällig, sondern überaus typisch, denn es entspricht ganz und gar der historischen Entwicklung, dass ein Genuese in iberischen Diensten die Neue Welt entdeckte! Wie wir gesehen haben, haben seit der Handelsrevolution des hohen Mittelalters italienischer Sachverstand, italienische Initiative, italienisches Kapital und italienische Vorbilder auch beim Ausgreifen in den Atlantik eine nicht zu unterschätzende Rolle gespielt. Genuesen waren spätestens seit dem 12. Jahrhundert im Atlantik anzutreffen. So wurde auch Colombo als Cristóvão Colom Mitglied der genuesischen Kolonie in Portugal. Zwischen 1481 und 1484 hat er an einer der Reisen zum neu gegründeten portugiesischen Hauptstützpunkt Elmina im heutigen Ghana teilgenommen und dabei die im Gang befindliche portugiesische Expansion genau kennengelernt, von der Seemannskunst über das System der Faktoreien zum Erwerb von Gold, Sklaven und Gewürzen bis zum großen Ziel, der Erreichung Indiens. Intellektuell war er Autodidakt, was bereits an der Sprache seiner Texte deutlich wird; sogar nach Genua schrieb er später Spanisch!

1484 erhielt er Gelegenheit, König Johann II. von Portugal seinen Plan vorzutragen, Indien, womit ganz Süd- und Ostasien gemeint war, durch Umsegelung des Erdballs in westlicher Richtung zu erreichen. Dabei mögen Gerüchte von

Inseln im Westen eine Rolle gespielt haben; es gibt sogar Nachrichten von deren zufälliger Entdeckung vor Columbus. Weil den damaligen Gebildeten die Kugelgestalt der Erde selbstverständlich war, lag der Gedanke aber nicht allzu fern. Dass Columbus als Erster die Kugelgestalt der Erde bewiesen und die mittelalterliche Vorstellung von einer flachen Erdscheibe widerlegt habe, ist eine antiklerikale Legende des 19. Jahrhunderts. Allerdings musste man im Gegensatz zu dem antiken Geographen Ptolemaeus nicht mit von Land umgebenen Binnenmeeren, sondern mit offener See in jenen Gebieten rechnen wie die von Columbus sorgfältig ausgewerteten geographischen Autoritäten Pierre d'Ailly in seiner *Ymago Mundi* (1410) und Enea Silvio Piccolomini (später Papst Pius II.) in der *Historia Rerum ubique gestarum Locorumque Descriptio* (1461). In Sevilla werden Drucke dieser und weiterer Schriften mit aufschlussreichen Randbemerkungen von seiner Hand aufbewahrt. Er stand mit seiner Idee ja keineswegs allein. In Florenz gab es einen Kreis geographisch und teilweise auch merkantil interessierter Humanisten, die den Westweg für vielversprechend hielten und die von ihnen sorgfältig beobachteten portugiesischen Unternehmungen in diese Richtung zu lenken versuchten. So der berühmte Brief des Paolo dal Pozzo Toscanelli vom 25. Juni 1474, der über den Kanoniker Fernão Martins an König Alfons V. von Portugal gerichtet war. Columbus kannte diesen Brief und hat vor dessen Tod 1482 selbst noch mit Toscanelli korrespondiert. Außerdem war er später eng mit der kleinen Florentiner Kolonie in Sevilla verbunden. Die Florentiner teilten mit Columbus einen geographischen Irrtum. Sie überschätzten die West-Ost-Ausdehnung Asiens gewaltig und unterschätzten nach antiken Vorbildern den Erdumfang und den Abstand der Längengrade voneinander. Letztgenannter Fehler wurde durch eine falsche Umrechnung aus einer arabischen Vorlage noch weiter verschlimmert. Außerdem hatte Marco Polo die Entfernung von China nach Japan korrekt mit 1500 (chinesischen) Meilen (zu 500 m) angegeben, der eifrige Marco-Polo-Leser Columbus «übersetzte» aber in 1500 italienische Seemeilen (zu 1480 m)! Im Ergebnis rechnete Toscanelli für die Reise von den Kanarischen Inseln westwärts bis Japan mit 3000 heutigen Seemeilen, Columbus sogar nur mit 2400 Seemeilen, während die wirkliche Distanz in Luftlinie 10 600 Seemeilen beträgt. Doch zum Glück für Columbus lag Amerika etwa in der für Asien geschätzten Entfernung!

Doch der wissenschaftliche Beirat, den König Johann II. von Portugal geschaffen hatte, besaß von der Lage Asiens realistischere Vorstellungen als Columbus; dessen Vorschlag wurde daher abgelehnt. Allerdings nicht ohne dass man den Versuch geplant hätte, durch eine Expedition von den Azoren aus zu ermitteln, was es mit den sagenhaften Inseln im Westen auf sich hatte. Ob die 1486 geplante Fahrt des Ferdinand van Olmen, eines Flamen in portugiesischen

II Anfänge des europäischen Atlantik



Abb. 17 Der fruchtbare geographische Irrtum des Columbus

Diensten, allerdings überhaupt stattgefunden hat, steht nicht fest. Sie wurde überflüssig, denn 1488 hatte Bartolomeu Dias das Kap der Guten Hoffnung umrundet – die Westroute war für Portugal nunmehr in jedem Fall entbehrlich.

Nicht so für Kastilien, das seit alters mit Portugal rivalisierte und erst durch den Vertrag von Alcáçovas 1479 von der afrikanischen Küste ausgeschlossen worden war. 1485 ging Columbus bereits nach Spanien, fand Freunde im Franziskanerkloster La Rábida und von dort den Weg zum Hof. Aber die Experten äußerten auch hier ihre berechtigten Vorbehalte, und die katholischen Könige Isabella und Ferdinand, deren Ehe erstmals Kastilien und Aragon zusammenführte, hatten anderes im Sinn, nämlich die Eroberung von Granada, der letzten Herrschaft der Muslime auf der iberischen Halbinsel. Von 1485 bis 1492 bemühte sich Columbus voll bewundernswürdiger Zähigkeit und mit religiösem Sendungsbewusstsein um den spanischen Hof, freilich auch mit genug Geschäftssinn, um durch seinen Bruder Bartolomeo gleichzeitig vergebliche Vorstöße am englischen und am französischen Hof einzuleiten und in Spanien exorbitante Forderungen zu stellen, an denen eine Entscheidung zu seinen Gunsten Ende 1491 zu scheitern

drohte. Der einfache Seemann verlangte für sich Rang und Einkünfte eines kastilischen Hocharistokraten! Doch nachdem ihm Franziskanermönche den Zugang zu Isabella verschafft hatten, gab eine Gruppe von *Conversos* (getauften Juden) und Genuesen aus der Umgebung Ferdinands den Ausschlag zu seinen Gunsten.

Durch eine *Capitulación* vom April 1492 erhielt Columbus den Auftrag, *bestimmte Inseln und Länder im Ozean* in Richtung Indien zu entdecken und zu erwerben. Er wurde unter Erhebung in den Adelsstand zum erblichen Admiral und Vizekönig der betreffenden Gebiete bestimmt, mit dem Anspruch auf ein Zehntel des Ertrags und dem Recht, sich mit einem Achtel an der Ausrüstung sämtlicher Schiffe zu beteiligen. Zwei Schatzmeister König Ferdinands und ein genuesischer Finanzier stellten 2 Millionen *Maravedís* bereit; der größere Teil kam aus der Kasse der Santa Hermandad, einer Art Landfriedensorganisation der spanischen Städte. Für diesen verhältnismäßig bescheidenen Betrag von umgerechnet etlichen tausend Dukaten wurden aus Privatbesitz drei Schiffe ausgerüstet, die *Santa Maria* mit ca. 100 Tonnen Fassungsvermögen und ca. 28 Metern Länge, die *Pinta* (60 t, 23 m) und die *Niña* (50 t, 18 m). Die kleineren Schiffe gehörten zum Typ der Karavelle, während die *Santa Maria* eine *nao* war, ein höher und schwerfälliger gebauter Typ. Sie sollte dann auch auf einem westindischen Riff verloren gehen. Alle drei Schiffe erhielten Karavellentakelung, die es ihnen gestattete, wie der Wind auch wehen mochte, in jede beliebige Richtung zu segeln oder wenigstens zu kreuzen. Die Krone hatte bewusst den Hafen Palos als Ausgangspunkt gewählt, der wie Sevilla und später Cádiz zu den königlichen Städten zählte, während sich die übrigen Häfen der andalusischen Küste, dieses alten Seefahrerlandes, in der Hand des Hochadels befanden. Der Herzog von Medinaceli wäre bereit gewesen, es mit Columbus zu wagen, aber die Vertreter des werdenden modernen Staates waren nicht mehr gesonnen, sich die Initiative aus der Hand nehmen zu lassen!

Am 3. August 1492 setzte die kleine Flotte mit ihren 90 Mann Besatzung die Segel, um zunächst die Kanarischen Inseln und die Breite der günstigen Nordostwinde aufzusuchen. Am 6. September brach man von dort auf, um nach einer trotz verschiedener psychischer Krisen der Mannschaft im Grunde problemlosen Überfahrt am 12. Oktober 1492 eine Insel der Bahamas zu erreichen, wahrscheinlich entweder die Watlings-Insel oder Samana Cay. Bei den Indianern hieß sie Guanahani; Columbus nannte sie San Salvador. Nun galt es, Japan und das chinesische Festland zu finden. Columbus fuhr an der Nordküste Kubas und Haitis entlang. Aber überall nur freundliche nackte Eingeborene, keine Spur von den Reichtümern Asiens. Doch als auf Haiti die ersten goldenen Schmuckstücke auftauchten, wurde am 25. Dezember 1492 die Sied-

II Anfänge des europäischen Atlantik

lung Navidad gegründet, zum Goldsammeln. Am 16. Januar 1493 begann die Rückfahrt mit zwei Schiffen. Zu seinem Glück hatte sich Columbus bei der Ermittlung der Breite verrechnet, so dass er in die für die Rückkehr günstige Westwindzone geriet. Ein Sturm zwang ihn, am 18. Februar auf den Azoren und am 4. März in Lissabon zu landen. Die Portugiesen reagierten zunächst feindlich, König Johann II. gewährte dem Entdecker aber dann doch einen gnädigen Empfang, wobei er allerdings unmissverständliche Ansprüche auf die neu gefundenen Inseln anmeldete, die man seit damals nach der sagenhaften Insel *Antilia* Antillen zu nennen begann. Am 15. März war Columbus wieder in Palos. Ein Triumphzug quer durch Spanien führte ihn und die sechs «Indianer» (das hieß «Inder»!) in seiner Begleitung bis Ende April nach Barcelona, wo der Hof residierte. Er war am Ziel seiner Wünsche.

Bereits am 25. September 1493 konnte er mit einer großen Flotte aus drei Naos und 14 Karavellen mit 1200 bis 1500 Mann an Bord zur zweiten Reise und zur Errichtung von Siedlungen aufbrechen. Der geschäftstüchtige Archidiacon Juan Rodriguez de Fonseca war maßgebend an der Organisation, der Genuese Pinelli an der Finanzierung beteiligt. Während verschiedener Etappen dieser zweiten Reise, die bis 1496 dauerte, wurde der nördliche Teil des Bogens der Kleinen Antillen mit Puerto Rico erforscht, die Südküsten von Kuba und Haiti untersucht und Jamaica entdeckt. Navidad war aber inzwischen Konflikten der Spanier unter sich und mit den Eingeborenen zum Opfer gefallen. Einer neuen Siedlung sollte es nicht besser gehen, bis schließlich 1496 mit Santo Domingo an der Südküste Haitis die älteste noch bestehende europäische Stadt in der neuen Welt gegründet werden konnte.

Columbus und die Könige waren offensichtlich vom portugiesischen Modell eines Systems von festen Stützpunkten und Faktoreien inspiriert, das einen gewinnbringenden Handel mit den Eingeborenen ermöglichen sollte. Ebenfalls nach portugiesischem Vorbild war man vor allem an Gold, Sklaven und Gewürzen interessiert. Columbus selbst äußerte in seinen Aufzeichnungen zwar viel Sympathie für die liebenswürdige Unschuld der nackten Eingeborenen, aber das stand sowenig wie seine Kreuzfahrerbegeisterung, seine franziskanische Apokalyptik und seine Inspiration durch die Geschichtstheologie des Joachim von Fiore einem Verhalten im Wege, das auf die Beschaffung von Gold und Sklaven mit allen Mitteln abzielte. Auch wenn er sich je länger desto mehr als *Christusträger* (er unterschrieb: Xpo FERENS) nach Westen für die Vollendung der Heilsgeschichte fühlte – seine im 19. Jahrhundert betriebene Seligsprechung würde heute nicht nur an seinem Konkubinat als Witwer scheitern! 1495 schickte er ein Schiff mit 500 Gefangenen aus seinen Strafexpeditionen gegen Eingeborene von Haiti, die sich gegen ihre spanischen